

Zeitschrift: Züricherische Jahrbücher
Herausgeber: Salomon Hirzel
Band: 4 (1816)
Heft: 15

Artikel: Ich gestehe [...], dass ich mit einer Art von ruhiger Zufriedenheit mich der Arbeit hingeb[e] [...] [1499-1501]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-551416>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

F ü n f z e h n t e s B u c h.



(1499.) Ich gestehe (weil man doch mir erlaubt zu haben scheint, meine Gemüthsstimmung bey dem Eintritt in jedes wichtige Ereigniß anzuzeigen), daß ich mit einer Art von ruhiger Zufriedenheit mich der Arbeit hingebte, den wichtigen Kampf mit Kaiser und Reich, wie man ihn dargab, oder, weil Schwaben den größten Antheil an demselben hatte, den so geheißenen Schwabekrieg zu beschreiben. Nur drückt mich die Sorge, daß meine Alterskraft nicht hinreiche, denselben würdig darzustellen. Denn wirklich hat dieser Krieg Vorzüge und rühmliche Stellen ohne widrige Folgen; nicht weil der mächtigste Monarch dieser Zeit in diesen Kampf trat, sondern weil er in der ganzen Anlage klug, fest und einträchtig war; weil das Vaterland in einer langen Reihenfolge einen Kreis zur Vertheidigung um seine Grenzen zog; weil er so viel gewonnene als unternommene Schlachten zählte und keine Sittenverderbende Beute erwarb; weil endlich der Friede nur einer lang erduldeten Beschwerde, die auf der Landgrafschaft Thurgau lag, und allen den Neckereyen, die von dem Reich her den Eidgenossen zuströmten, ein Ende machte. Nur Eines wäre zu

wünschen gewesen, daß die Kraft, so die Eidgenossen anstregten, nicht den Mächten, so den Frieden beförderten, allzusehr beliebt hätte, und derselben Nachstreben unterblieben wäre.

Sehen wir auf die Ursachen des Kriegs, so hatte Kaiser Maximilian etwas von der Rache geerbt, die ihm sein Schwiegervater Karl der Kühne gegen die Eidgenossen hinterlassen hatte. Einmal seine Gesinnung gegen dieselben schien niemals ganz rein, wenn er sie schon mit angesehenen Botschaften immerhin beehrte, und ihnen zuweilen auch wirkliche Gefälligkeiten erwies. Zwar hatten auch die Eidgenossen oder einige aus ihnen die zurückgesetzte Neigung ihrerseits zu verstehen gegeben. Bei der einzigen Verbindung, die der Kaiser mit den Eidgenossen einzuleiten wußte, die aber nie an der Zahl vollständig war, suchte der Kaiser die Stände dem Reich wieder näher zu bringen, wie er auch zu diesem Endzweck oft durch die Angesehensten aus dem Schwabenbund die Eidgenossen aufmuntern und ermahnen ließ, demselben beizutreten, in der Absicht durch ihren Beitritt ihren, der Eidgenossen eigenen Verein aufzuheben. Das zeigte er aber deutlich, da er die Stadt Rothweil drängte, in den Schwabenbund zu treten und den Eidgenössischen aufzugeben. Dann suchte er die Zugewandten Orte in die Acht erklären zu lassen, ihnen Steuern und Darlehen zuzumuthen, und auf verschiedene Weise sie zu drängen.

Sehen wir endlich auf die verschiedenen Streitkräfte beyder Theile, so hatte zwar der Kaiser auf eigenen desßwegen gehaltenen Reichstagen die Fürsten

und Stände des Reichs aufgefordert, in dem Kriege mit den Eidgenossen, der unvermeidlich sey, ihm beizustehen. Allein die Versicherungen, die er da erhielt, waren oft mehr Verbeugungen und berebte Aeußerungen als Zuversicht gegen den beneideten jungen Monarchen. Auch hatten die Eidgenossen bey ihren verschiedenen abgeordneten Gesandtschaften in das Reich schon erfahren und bemerkt, daß der Zustand nichts weniger als vollständig seyn würde. Es waren also, neben den durch ausgestreute Schmähungen gegen die Eidgenossen aufgebrachtten Schwaben und den angränzenden Oestreichischen Ländern, nur gesammelte Zuzüge von Fürsten, Grafen und Städten, ohne großen Trieb, ohne Feindschaft gegen die Eidgenossen, einige fast wider Willen gezogen, die das Heer des Kaisers ausmachten. Auf der andern Seite standen die Eidgenossen, fest entschlossen, für ihr Vaterland und dessen Vertheidigung ihr Leben willig aufzuopfern. Sie hatten ihren alten Muth und ihre alte Treue, und nahmen noch ein anderes Volk von gleicher Kraft, wie sie, das dem Streit noch mehr ausgesetzt war, in ihre Mitte und in ihr Bündniß auf. So waren die beyden Theile, die einander bestritten.

Doch ehe ich in die nähere Erzählung dieser wichtigen Begebenheit eintrete, muß ich noch einer Verbindung gedenken, die eine Hülfe bey dem bevorstehenden Krieg bereiten sollte. Zu dieser Verbindung gab den Trieb des König Ludwigs XII. in Frankreich entschlossenes Vorhaben, das Herzogthum Mailand, das er von seiner Großmutter Valentia Visconti

her ansprach, für sich und das Königreich zu erwerben. Danahen erschien bey den Eidgenossen eine angesehenene Gesandtschaft des Königs, die sich alle mögliche Mühe gab, ein Bündniß mit den Eidgenossen zu erzielen. Der größere Theil derselben war dem König nicht abgeneigt. Und auch die, welche sich früher mit dem Herzog Ludwig Sforzia um etwas eingelassen hatten, wurden theils durch die Erscheinung der Französischen Botschaft in ihren Cantonen, theils durch die wichtigen Vorstellungen der Miteidgenossen, daß doch bey dieser Zeit und bey naher Eintretung eines Kriegs jede Art von Hülfe, die angeboten werde, nicht zu verachten sey, zu einer einmüthigen Stimmung und Annahme dieses Bündnisses gebracht. Ich beziehe mich auf die Urkunde, die in Deutscher Sprache ausgefertigt worden (der vom König erhaltene Gegenbrief ist in Lateinischer Sprache): „Die
 „Burgermeister, Schultheissen, Landammänner,
 „Räthe und Gemeinden von Städten und Ländern
 „der großen alten Eidgenossenschaft hoher Deutscher
 „Länden (so nannten zuerst die Könige in Frankreich
 „die Eidgenössischen Stände), bezeugen, daß sie alle
 „Freundschaft und Liebe, die zwischen den vorigen
 „Königen in Frankreich und den Vorfahren der
 „Eidgenossen geherrscht, die beyden Partheyen nützlich war, zu vermehren begehrt, damit wir (heißt es) mögen stärker seyn gegen unsern Feind. Danahen das Verständniß mit Sr. Maj. König
 „Ludwig XII. in Frankreich und seinen Herrschaften
 „und Ländern eingegangen worden, wie folgt:”

1) „Verheißt der König gegen Jederman in seinen

„eigenen Kosten voraus Hülfe und Beschirmung zu
 „thun zehen die nächsten Jahre durch, von dem
 „Tag dieses Briefs an gerechnet, oder alle Jahre
 „zu Lichtmess in Lyon den Abgeordneten von den
 „Eidgenossen 20,000 Franken Pension, für jeden
 „Stand 2000, zu entrichten“. — Die Hülfe blieb
 verheißten gegen Jedermann auf zehen Jahre in Kos-
 sten des Königs, aber ohne Zahl. Deutlicher ist
 der schwächere Genuß ausgesetzt.

2) „Im Falle wir Irrung hätten und Hülfe be-
 „gehrten von dem König, er aber im Krieg begriffen
 „wäre, daß er seine Hülfe nicht senden könnte, wolle
 „er des Jahrs 80,000 Rh. Gulden, für ein Bier-
 „teljahr 20,000 Rh. Gulden, zu Lyon bezahlen“. —
 Irrung ist der sanftere Ausdruck des Kriegs. Dann
 verheißt der König, wann er im Krieg begriffen
 wäre, das oft den Fürsten widerfährt, anstatt der
 Hülfe des Krieges, Nerven in beträchtlicher Summe
 zu entrichten.

3) „Wann der König in seinen eigenen Beschäf-
 „ten und Kriegen, gegen wen es immer wäre, der
 „Eidgenossen Hülfe foderte, sollen sie ihm eine ehr-
 „liche und mögliche Zahl gewaffneter Leute senden,
 „ausgenommen sie hätten eigenen Krieg und ihr Be-
 „dürfniß selbst zu befriedigen; doch nichts desto we-
 „niger sollen sie ihren Kriegern gönnen und bewilligen,
 „wenn sie Lust hätten, dem König zu dienen, frey-
 „willig demselben zuzuziehen, jedoch in Kosten des
 „Königs. Der König solle aber keinen in seinen
 „Dienst nehmen, er habe sie dann von den Eidge-
 „nossen gefodert. Dann ist der Monatsold auf fünf

„ und einen halben Gulden gesetzt, und sobald die Krie-
 „ ger von Hause weggehen, giebt der König ihnen drey
 „ Monatslöde, einen zu Zürich oder Luzern, und die
 „ zwey andern zu Genf oder an einem andern Orte“. —
 Wie bequem ist dies nicht Alles für den König an-
 gelegt! Zwar giebt man demselben eine Hülfe, die
 ehrlich und möglich ist, aber auch, wann die Eidge-
 nossen Krieg haben, behält er die und nimmt sie
 auf, welche Lust haben ihm zu dienen. Der Sold
 wird um etwas erhöht, und drey Monatslöde giebt
 man im ersten Auszug. Das mußte williger machen.

4) „ Vorbehalten sind den Eidgenössischen Kriegern
 „ alle Nuzungen und Freyheiten, so die übrigen Söld-
 „ ner des Königs genießen; und wann die Eidgenossen
 „ Frieden mit ihren Feinden machen werden, so sind
 „ sie schuldig, den König mit in denselben zu begreifen
 „ und ihn darin einzuschließen. Das gleiche werde
 „ der König in seinen Einungen, die er mit seinen
 „ Feinden machen würde, auch thun.“ — Die erste
 Bestimmung in diesem Punkte giebt den immer begün-
 stigten Kriegern einen neuen Vorzug, und die gegen-
 seitig verheißene Einschließung beyder Theile in den
 Frieden verhindert alles Ungute, das dem unbefriedig-
 ten Theil, der allein ausgesetzt stände, wiederfahren
 könnte und müßte.

5) „ Damit dieser Verein desto kräftiger sey, so
 „ sollen wir nicht zugeben, daß einige der Unsrigen,
 „ wer sie seyen, zu einem andern Fürsten oder Herrn
 „ ziehen noch laufen, der wider den König im Krieg
 „ begriffen sey, auch keine Hülfe und Vorschub einem
 „ solchen Fürsten zu geben, und wer die immer seyen,

so dawider handeln würden, sie nach Verdienen zu strafen. Unaufgesodertes Nachlaufen ist der König nicht verbunden zu bezahlen." — Dieser Punkt verbindet die Eidgenossen, einem Fürsten, der mit dem König krieget, nicht zu helfen, und die einem solchen Zulaufenden ernstlich und nach Verdienen zu strafen. Daß er die ihm selbst ungesodert Zulaufenden nicht bezahlen wolle, hatte man in Navarra gelernt.

6) „Behalten sich beyde Theile vor den H. Stuhl zu Rom, das Röm. Reich und die ältern gemachten Bündnisse. Endlich ist anbedungen, daß die Eidgenossen mit dem Herzog Sforzia von Mailand keine Vereinigung, Bündniß oder Verständniß machen sollen." Der Brief ist gesiegelt von den zehen Orten und gegeben zu Luzern den 16ten März.

Kurz ist dieses Bündniß und enthält nur, was nöthig war, um dem König angenehm zu handeln. Dennoch ist eine Hülfe verheißten von Gewicht, und die Krieger sind begünstigt, wie zu jeder Zeit in diesem Dienst.

Da während der Verhandlung über den Bund mit Frankreich der Krieg schon ausgebrochen war, so machte man dem Französischen Abgesandten das ernste Ansuchen, mit Geld und grobem Geschüß, das noch zu erstatten mundlich verheißten war, nicht zurückzuhalten oder zu zögern, sondern ohne Verzug als eine so nöthige Behülfe zugehen zu lassen. Aber diese Bitte mußte noch oft wiederholt werden, ehe sie erfüllt ward.

Indessen, da der Herzog Ludwig von Mailand wußte, was der König in Frankreich gegen Mailand

zu thun gesinnet sey, gab er sich alle Mühe, von den Eidgenossen eigene Hilfe zu erhalten. Aber der Bund, der mit Frankreich geschlossen war, hinderte ihn an allen Orten. Zuzug und Hilfe für ihn war noch nicht reif. Er mußte zuerst mit einem kriegerischen Haupt der Kirche sich verbinden, dem die Eidgenossen zuletzt Alles einräumten, weil er von der Beredsamkeit eines Priesters unterstützt war.

Offenbar brach das erste Feuer, das schon lange ungute Streitigkeiten immer unterhalten hatten, in Bündten aus. Da gaben unbestimmte Rechte, so die Regierung von Insbruck in dem Münsterthal hatte, den ersten Anlaß zu diesem Ausbruch, weil damals der Gotteshausbund, da er vernahm, daß an den Grenzen sich Kriegsvolk versammle, eine zwar nur schwache Besatzung in das Münsterthal legte. Diese wurde von den Tyrolern theils aufgehoben, theils umgebracht. Dieses erste Blutvergießen in dem Krieg, ohne abzusagen, wie sonst die Gewohnheit war, geschah schon den zwanzigsten Jenner. Die beschädigten Bündtner berichteten den nächsten eidgenössischen Stand Uri und foderten ihn zur Hilfe auf. Dieser Stand besann sich nicht, ob die schwächern Ausdrücke des Bunds Hilfe verhiessen, sondern betrachtete die allgemeine Ruh aufgehoben, rüstete sich zur Gegenwehr und mahnte die übrigen Eidgenossen zu gleicher Hilfe auf; und diese ihren Mahnungen getreu sahen ihre eigene Gefahr in der Beschädigung ihrer Verbündeten, und versammelten sich zu Nymos im Sarganserland, weil sie Ueberfall von den Emert:Rheinischen auch für dieses Land besorgten.

Nach diesem ersten Ausbruch wurde durch den Bischof von Chur eine Zusammenkunft von beyden Theilen, und, unter seiner und des Bischofs von Constanz Vermittelung, ein Stillstand der Waffen und dessen Verlängerung so obenhin angeordnet, die aber keinen Bestand hatten. Denn weil der Kaiser abwesend war, hielten die Minister Gosembrod und Lichtensteig, jener noch ergrimmt, weil er im Sargansischen gefangen genommen ward, und dieser sonst den Schweizern auffällig, eine Versammlung der Glieder des Schwäbischen Bundes, und erhielten diese, die schon Feinde waren, noch mehr gegen die Eidgenossen.

Da die Eidgenossen in der Hoffnung, die Sache sey durch Vermittelung beigelegt, heimziehen wollten, kamen sie an den Schollberg. Da schoß man von Seiten der Ennert: Rheinischen auf sie, und machte gegenüber so spöttische Vorstellungen mit einem Kalb, zu der Vorüberziehenden Beschimpfung, daß es ihnen auffallen mußte, wie feindselig die Ennert: Rheinischen seyen. Die Völker von Uri, die schon in Wallenstadt angelangt waren, wurden wieder zurückgerufen, und sie lagerten sich alle wieder zu Almoos.

Aber der Bischof von Chur, Freyherr von Heven, entfernte sich in dieser Zeit. Das verkündeten die Bündtner den Eidgenossen und baten bey diesem neuen Vorfall, ihre Hülfe nicht zu versagen, das sie auch wieder feyerlich verhiessen. In dieser Zuversicht nahmen die Bündtner die Schlösser, so dem Bischof zugehört hatten, alle ein, und suchten auch das Städtchen Meyensfeld einzunehmen. Freundlicher war der Bischof von Constanz, Hugo von Landenberg. Da

Zürich nach dem Bürgerrecht mit ihm ihn aufforderte, das Schloß Gottlieben und seine übrigen Städte und Schlösser den Eidgenossen zu öffnen, bewilligte er es bey den einen; aber Gottlieben war zu nahe dem Ort, wo er vorsah, daß alles feindliche Heer sich versammeln würde, und verlangte, daß zu Bischofszell und zu Arbon an jedes Ort ein verständiger Mann hingedordnet werde, Alles in Ordnung zu halten und das Widrige zu verhüten.

Auf die vielen Anzeigen der Feindseligkeit zögerten die Eidgenossen nicht mehr, da sie ihr unvermeidliches Schicksal vor sich sahen, muthmaßlich auch gewarnet, die Anstalten zur Beschützung ihrer Länder zu machen. Zürich legte eine beträchtliche Besatzung nach Stein am Rhein und auf die Beste Hohen-Klingen. Diesem Beispiel folgten, mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz und Zug; jeder Stand gab seinen Beitrag zur Besatzung von Schaffhausen, Dießenhofen und Kaiserstuhl. Sechshundert Mann aus dem Thurgäu wurden in das Schwaderloch, einen schauervollen, tiefen Schlund ohnweit Constanz beordert, der von einem Wald umgeben mit Berhack und Schanzen so befestigt werden konnte, daß er schwer zu durchbrechen war. Die Stadt St. Gallen sandte eine Zahl auserlesener Krieger nach Rorschach, und Appenzell sein Kriegsvolk zu den schon hingesandten Eidgenossen ins Rheinthal; und der Freyherr Ulrich von Hohen-Sar endlich, der den Eidgenossen werth war, sandte auch sein Volk dahin. Die Grafschaft Baden mußte Zurzach und Coblenz und die Gegenden am untern Rhein beschützen. So legte sich nach und nach der

Kreis an, der von den höchsten Bergen Rhätians, dem obern Rhein, dem Bodensee und dem untern Rhein nach bis nahe an Basel sich erstreckte und im ganzen Krieg nur selten durchbrochen ward. Damals wollte der Stand Bern, der den Frieden innigst wünschte und ihn damals noch für erreichbar hielt, mit den übrigen Eidgenossen sich noch nicht zum Kriege einlassen. Hatte etwa Wilhelm von Dießbach, der schon früher und einige Zeit in dem Hoflager des Kaisers als Abgesandter der Eidgenossen sich aufhielt, und hernach von dem Kaiser noch mehr begünstigt wurde, so daß die Kaiserliche Absolution von der Acht der Stadt St. Gallen in seine Hand gelegt ward, bis der Vergleich zu Innsbruck ganz erfüllt sey, zu dieser Neigung gegen den Kaiser und seinen Oheim, den Herzog von Mailand, und zur Abneigung gegen den Krieg beygetragen?

So war der Krieg unabgesagt offen am Rhein, der bey dem Land der Eidgenossen vorbeystieß. Auf beyden Seiten gesammelt standen erbittert die Ennerts Rheinischen zum Schlage bereitet, frech, mit Hohn und Spottreden, das ihnen für Tapferkeit ging; und hiersits die Eidgenossen eben so fertig zum Streite, aber besonnener und bescheidener, die Zeit des Zusammenstreffens erwartend.

In der Zeit gelang es dem Herrn von Brandis, einem Edlen, der ennert dem Rhein seine Besizungen und zu Meyenfeld von der Nachbarschaft her seine Bekannten hatte, diese Stadt vermittelst untreuer Bürger in der Eile wegzunehmen und mit einer Besatzung zu versehen. Dadurch wurden die Bündt:

ner in einen großen Schaden gebracht, der sich dadurch vermehrte, daß er den wichtigen Paß bey Lucisteig, diese Pforte zu Rhätien, zugleich eroberte. Das verkündigten die Bündtner den Eidgenossen und baten um Hülfe; und diese versäumten nicht, denselben 1000 Mann in dieser Absicht zuzusenden. Allein ehe noch diese Hülfsvölker angekommen waren, überfielen die Bündtner die Stadt Meyensfeld, machten die Besatzung von 400 Mann, die darin lag, zu Gefangenen und umzogen bey der Nacht die Gegend am Lucisteig, so daß sie diese wichtigste Stelle des Landes wieder in ihre Gewalt bringen, die Feinde aus ihren neu angelegten Schanzen vertreiben und ihrem Land den mächtigen Schutz dieses Ortes wieder geben konnten.

Das war die erste Schlacht und Waffenthat in diesem harten Kriege, bey denen der Herr von Brandis gefangen, hernach aber, als Bürger von Bern, dieser Stadt zugestellt wurde.

Um dem geschlagenen Feind nicht Zeit zu gönnen, seine Kräfte zu neuem Widerstand zu vermehren, sandten die Eidgenossen, so zu Uzmoos lagen, die Fähnlein von Zürich und Zug über den Rhein, den sie damals bey untiefen Fluthen im Winter durchwadeten, gegen die Feinde, die den Uebergang wehren wollten, sich tapfer vertheidigten, und von dem anrückenden Gewaltshaufen, der auch durch den Rhein ging, kräftig unterstützt wurden. Dieses Heer, mit dem Bündtnerischen Kriegsvolk vereint, zog geraden Weges auf Treisen zu, und griff den dort aufgestellten Feind tapfer an, der sich auch mit vielem Muth vertheidigte. Aber da er eine Zahl Kriegsvolk von Schwyz und

Appenzell den Schollberg herabströmen sah, erschrak er über diesen neuen Zuzug und die einbrechende Gefahr; und da er sich gegen den Treiserberg zurückziehen wollte, um da von oben fester zu kämpfen, fiel er den 1000 Mann Eidgenossen in die Hände, die den Bündnern früher zugesickt waren und geriech also zwischen zwey Feuer. Dieser Noth aber auszuweichen, war kein anders Mittel als die Flucht, deren er sich ganz ergab. Sechshundert Mann der Feinde fielen in der Schlacht; fast unbeschädigt, sagt die Geschichte, seyen hingegen die Eidgenossen aus derselben gekommen. Sie gewannen ein Feldstück, viele Waffen, und Fuhren mit verschiedenen Bedürfnissen versehen. Die nächsten Schlösser mußten sich ergeben, die Wallgauer eine Brandschakung entrichten und den Eidgenossen huldigen. So hatten die Eidgenossen in kurzer Zeit des Feindes Land gezüchtigt und Rhätien beschützt.

Da dergleichen Waffenthaten vorgegangen waren, die den Krieg beförderten, fand die Stadt Bern, daß die Fortsetzung desselben unvermeidlich sey, und ihre wichtigsten Verhältnisse erforderten, die Gefahr mit ihren Miteidgenossen zu theilen. Da ward auch von diesem Stand ein kühner Zug in das Hegau gegen den dortigen Adel, der theils mit Schmachreden aller Art ohne Maaß und Ziel sich zur eignen Schande verging, und die Stadt Diessenhofen schon frecherweise beschädigt hatte, unternommen, um seine Vermessenheit zu bestrafen. Es ward verabredet, daß Zürich, Bern, Freyburg und Solothurn, ohne Verzug mit einer starken Mannschaft zu Schaffhausen oder Diessenhofen zusammenkommen sollten, um sich

an einem bestimmten Tag sämmtlich zu Ramsen einzufinden. Zürich zog, unter seinem Panner, mit 4000 Mann aus auf Diessenhofen; Bern, Freyburg und Solothurn mit 3000 Mann. Man ließ es an allen Orten berichten, und auch den Eidgenossen im Oberland ward es kund gethan, damit man in jedem Falle einander zu begegnen wüßte. Dieser Zug war auch mit gutem Erfolg begleitet, wie sich hernach erscheiden wird.

Indessen trug der Bischof von Constanz seine Vermittelung an, die man willig annahm, und als die erste ihren Werth hatte, obgleich man sich nicht Alles davon versprechen konnte. Er verlangte auch, daß die Eidgenossen in die zwey Städte Bischofszell und Urbon, die ihm gehörten, in jede einen verständigen Mann aus ihrer Mitte hinsenden sollten, alles Ungute zu vermeiden und desto eher gute Ordnung zu unterhalten.

Von dem Zug der vier Städte in das Hegäu, mit denen sich noch Luzern und Schaffhausen vereinigten, melden die Abscheide der damaligen Zeiten viel Rühmliches. Man mußte zu Ramsen sich vereinigen und Zürich kam zuerst dahin. Da litt Solothurn in seinem Anzuge gegen Ramsen zu Stüßelingen von feindlichen Reifigen Noth, und Zürich sandte ihm 1000 Mann zur Hülfe. Von dieser Zeit an blieben dieser beyden Stände Völker bey einander, so wie Bern und Freyburg auch vereinigt waren. Da schonte man, wie es die Kriegsübung mitbringt, den großen Dörfern Ramsen, Randegg, Homburg und Stüßelingen nicht; sie wurden mit verschiedenen

andern geplündert, abgebrannt oder zerstört. Nur Hilzingen ward verschont, w. der Abt von Stein seine größten Gefälle da hatte, und einen Beytrag von 1600 Gulden für diese Schonung darbot und bezahlte. Da zogen die Städte, die bald alle mit einander verbunden, und abgesondert, wie schon gemeldet ist, ihre Thaten verrichtet hatten, von den hohen Besten, die in der Nähe lagen, weil doch kein Widerstand gethan wurde, zurück. Zürich begab sich mit seinem Volk nach Stein, die andern Stände nach Schaffhausen, um stets in der Nähe zu Allem bereit zu seyn.

In der Zeit war die Tagsatzung der Eidgenossen immer versammelt entweder zu Luzern oder in Zürich, das den Unternehmungen am nächsten war. An sie gingen die Nachrichten von allen Stellen ab. Sie ertheilte den verlangten Rath und Befehle an die Hauptleute, und oft an die Stände selbst. Sie ordnete die Abänderung der Besatzung an den gefährlichsten Orten zu Kaiserstuhl, Zurzach und Rheinau. Sie ersetzte die Linien der Vertheidigung, wann sie an einigen Orten schwächer zu werden begann. Sie beschloß, wer den Eidgenossen Essen und Trinken zuführen sollte, und gab den Kaufleuten von friedlichen Orten her die gleiche Gunst. Sie foderte die Fürsten und Stände des Niedern Vereins zur Hülfe auf. Sie ersuchte sogar die Länder, ihre Büchsen (Kanonen), die nicht brauchbar seyen, nach Zürich zu senden, damit sie dort zugerüstet würden.

In der Zeit sandte der Herzog von Savoyen eine Botschaft an die Eidgenossen (mit Bedauern über

das Unglück des schweren Kriegs, der die Eidgenossen betroffen), eine Verräthelung anzutragen. Die Eidgenossen empfanden den Werth, eine so edle Gesinnung von einem benachbarten Fürsten zu erhalten, und nahmen das Anerbieten mit Dank und Genehmigung an. Es ward schon ein bedeutender Prinz von Savoyen an den Kaiserlichen Hof abgesandt, wie sie versicherte. Eine solche Zwischenerscheinung, wann schon der Zweck nicht immer erreicht ward, hatte doch immer einen hohen Werth. Und wer wußte, ob sie nicht künftig kräftiger einwirken könnte?

Da die Eidgenossen zu Rankweil in dem Oberland sich aufhielten, kam ihnen die vertraute Nachricht zu, daß die Schwaben und Landsknechte zu St. Johann-Höchst und im Hard, nahe am Ufer des Bodensees, bis auf 10,000 sich sammelten. Da sandten sie 400 der Ihrigen, die Sache näher zu erkundigen. Diese stießen auf eine Vorhut der Schwaben, die nach einigem Gefecht sich zurück, dem großen Heer zuzogen. Indessen rückte der Gewaltshause der Eidgenossen auch nach, der aber dem Lager der Feinde nicht sichtbar wurde, weil an diesem sumpfigen Ort ein Nebel entstand, der sie verbarg. Sie knieten nieder nach der Gewohnheit ihrer Väter, den Segen des Himmels zu erflehen. Die Schwaben glaubten, die 400 wären die ganze Gewalt, verachteten sie, und sahen sie als einen leichten Gewinn an. Aber indem sie sich so freuten, wirbelten die Trommeln des anziehenden Gewaltshausens der Eidgenossen, den die Feinde erst jetzt bemerkten und für zahlreicher hielten, als sie waren. Da ging das grobe Geschütz

ohne Schaden über die Häupter der Eidgenossen hin. Dieses bemächtigten sie sich bald und fielen mit Macht in die Feinde. Die Hauptleute der letztern wollten sich vorsichtig zurückziehen, um fester wieder einzubrechen. Aber das Volk verstand das nicht, und übergab sich einer schnellen Flucht. Da wurden sie in einem Graben bey Hunderten niedergemacht, keiner wollte sich als Gefangener ergeben; auch wann sie fielen, gossen sie noch ihre Schmähungen gegen die Eidgenossen, oder zeichneten sie mit Geberden aus. Der See, wo sie getäuscht hinliefen, der nahe Sumpf, in den sie stürzten, und die Kohre, wo sie sich die Nacht über verkriechen wollten, brachten noch viele bey der harten Kälte ums Leben. Die Beute an Panzern, Waffen und vielen Wagen mit allen Bedürfnissen des Lebens und Anlagen des Kriegs ausgerüstet, war sehr beträchtlich. Von da zogen die Eidgenossen gegen den Bregenzerwald; aber die Einwohner kamen zu ihnen und baten um Schonung und Gnade. Sie anerbaten, wann ihnen 161 Gefangene, die zu Chur lägen, frey gegeben würden, 2200 Gulden als Brandschagung zu entrichten. Und da sie hernach 1600 Gulden brachten, baten sie um Nachlaß des übrigen. Allein sie mußten Bürgschaft für das Ganze geben, und hernach dasselbe erstatten.

Das ist nun die dritte Schlacht der Eidgenossen, wo keiner Anführer, keiner tapfern Helden gedacht wird. Wann sie eine Schlacht liefern wollten, so unterredeten sie sich mit einander und theilten ihre Pflichten aus, denen ein jeder getreu blieb; und man rechnete nicht, wer viel oder wenig gethan hatte.

Dem keiner versäumte seine Pflicht, und die Namen und das Lob blieben zurück.

Nicht lange hernach zog von Insbruck aus eine beträchtliche Anzahl Kriegsvolk in das Münsterthal ein, in das Land, das schon so lange der Gegenstand eines unausgemachten Streites und vieler Verirrungen war; und viele Völker aus der Etsch fielen aus altem Haß in den Oberbund ein.

Ununterbrochen und klug waren die Bemühungen der Tagsatzung, davon ich noch einige Züge anführen will. Sie machte die Anstalten, daß aus dem Eidgenössischen Land den Feinden keine Früchte zugeführt würden; sie verordnete, daß das in unser Land von Freunden und Feinden Geflüchtete gleich sorgfältig verwahrt würde, und daß man nur im Fall der Noth in billigem bestimmtem Preis etwas an sich bringen möge. Dergleichen Züge verschweigt die Geschichte nicht; sie bringen den folgenden Thaten den Segen zu. Dem Graf Eberhard von Thengen wurde, auf Bitte von Schafhausen, als ihrem und unserm Bürger, zu verschonen erkannt, da seine Frau Mutter lang eine eingeseffene Bürgerin in Zürich war. Auch die Bündtner begehrten mehr Zuzug ins Algäu.

Es erschien eine Botschaft von dem Niedern Verein, seine Vermittelung anzutragen und wenigstens einen Waffenstillstand zu erzielen, damit dann desto unablässiger an dem Frieden gearbeitet werden könnte. Man nahm diesen Antrag von Seite der Eidgenossen mit Wohlgefallen an; und die Botschaft reisete weiter, ihre Absicht zu erreichen, da der Kaiser aus den Niederlanden angelangt war.

Die Ankunft des Kaisers zu Constanz machte es den gemeinsamen Eidgenossen immer angelegener, ihre Kriegsvölker im Schwaderloch, die so nahe an Constanz der größten Gefahr ausgesetzt waren, ungesäumt zu vermehren. Danahen stellte die Tagsatzung zu Luzern, wie es in der größten Noth unterweilen geschehen war, eine feyerliche Mahnung aus, darin mit Innigstem auf die ewigen Bünde sich berufen und alle Stände aufgefordert wurden, nach deren Inhalt so bald als möglich eine große Zahl Hülfsvölker auf den wichtigen Paß im Schwaderloch zu senden, die gewiß ihre Wirkung zu schnellem Zuzug der Völker that.

Aber noch war eine andere große Gefahr, da den Eidgenossen angezeigt ward, daß viel Volk gegen das Oberland an die Ufer des Bodensees, gegen Bregenz, Feldkirch und andere Orte sich hinziehe, um ihnen ihre eroberten Länder wieder zu entziehen. Da foderte man die dieser Gefahr nahe liegenden Stände, den Abt und Stadt St. Gallen, den Stand Appenzell und die Grafschaft Tockenburg auf, mit ihrem Kriegsvolke sich ins Rheinthal und dort herum zu begeben.

Da aus der Grafschaft Baden von den Hauptleuten die bedenkliche Nachricht einging, daß daselbst viel Unruhe und sogar Entfernung des Volks unaufhaltsam vorgehe, so ward Zürich und Zug aufgetragen, Gesandtschaften dahin zu schicken, diese Unruhe zu stillen und einen jeden zu seiner Pflicht mit Nachdruck und Vorstellung seiner eignen Gefahr zurückzuweisen.

Um keinen Antrag zu verschweigen, der den Eid-

genossen zu Vermittelung des Krieges und Einleitung des Friedens gemacht wurde, ist die Anzeige zu machen, daß von den Pfalzgrafen am Rhein, die in unserer Geschichte als Friedensstifter bekannt sind, in der Zeit eine Botschaft an die Eidgenossen gelangte, um den Frieden zu unterhandeln, welche von den Eidgenossen sehr willig aufgenommen wurde. Allein dormalen konnte die großmüthige Gesinnung dieser edeln Fürsten keinen erwünschten Eingang finden.

Immer handelte die Tagsatzung in ihren Bemühungen fort. Auf die Klage von Solothurn, daß zwey Schlösser, Thierstein und Pfäffingen, von den Feinden weggenommen worden, die mit ihrer Stadt in ewigem Bürgerrecht stehen, und daß sich Thierstein zwar wieder ergeben habe, aber Pfäffingen die pflichtmäßige Doffnung versage, so gab man dieser Stadt den Rath, die Stadt Basel als Bundesverwandte des Niedern Vereins zur Hülfe aufzufodern, um einmal zu erfahren, was diese Art von Verbündeten thun wollte; denn dieselben handelten nicht so offen und treulich wie in dem Burgunderkriege. Die Macht des Kaisers, die Verbindung mit dem Reich, welche die geistlichen Fürsten besonders anzog, die Nähe der eignen Länder des Kaisers und die schüchterne Sorgfalt der Städte hielten die Gesinnungen zurück. Doch leistete Basel bey den Waffenthaten der Eidgenossen, die in seiner Nähe geschahen, und bey andern Anlässen viele gefällige Hülfe. Schön und rührend ist's, da Bern und Frenzburg hin und wieder zur Last gelegt ward, sie hätten bey dem letzten Zug ins Hegau aus dem Felde geeilt und dadurch mehrere

Unternehmungen gehindert, und sie sich bey den Eidgenossen darüber beklagten, daß alle Stimmen derselben sich schnell vereinten, diese Sage als höchst unbegründet zu erklären, ihren Unwillen darüber zu bezeugen und die Zusicherung ihres völligen Zutrauens zu thun. So trifft öfters Brüder der Verdacht; aber dann erscheinet heiterer und fester ihre Unschuld und Treue. Kaufleuten von Nürnberg, die erweisen konnten, daß die in der Eidgenossenschaft ihnen aufgehobenen Waaren ihr wahres Eigenthum seyen, wurden dieselben ungehindert zugestellt, wann schon die Stadt ihr Kriegsvolk mitten unter den Feinden hatte.

Unter den angetragenen Vermittelungen ist auch die, so durch eine Botschaft des Herzog Ludwigs von Mailand den Eidgenossen anerbotten worden, nicht zu verschweigen. Seine Verwandtschaft mit dem Kaiser und seine eigene Noth machten es erst am Ende des Kriegs einem vortreflichen Abgesandten von ihm möglich, den Frieden zu erzielen.

Nun folgen die Waffenthaten der Eidgenossen einander auf dem Fuß nach. Am 25. März zogen, unter Anführung des Obersten von Babenberg, des Spießhauptmanns Kitzling und des Fähndrichs Dägerscher (Hier wird zum ersten Mahle der Anführer gedacht, aber nicht, woher sie gebürtig seyen; der erstere mag ein Solothurner, der andere aus dem Kanton Bern seyn; der dritte ist gewiß von Luzern); aber von ihrer Leitung bey der künftigen Schlacht ist keine Rede mehr. Unter dieser Anführung zogen 800 Mann, die meisten von Solothurn, mit Völkern aus den Kantonen Bern und Luzern gemengt, wie die

Eidgenossen sich in ihren Kriegen aus verschiedenen Orten gern zu einer That vereinigten, unter Basel bis ins Elfaß, ins Sundgäu und an den Rhein, und breiteten sich aus, den Feinden Abbruch zu thun, ihre Besitzungen zu zerstören und eine große Beute zu sammeln. Aber Friederich Cappeler, ein Kaiserlicher Anführer, gab sich Mühe, in Eile Völker zusammen zu bringen, die sich auf 4000 Mann Fußvolk und 400 Reiter erstreckten, in der Absicht, den Eidgenossen den Rückzug abzuschneiden und die große Beute ihnen wieder abzunehmen. Man warnte das Eidgenössische kleine Heer, und auch von Dornach aus gab man das verabredete Zeichen bey anbrechender Noth. Die Stadt Basel war so gefällig gegen die Eidgenossen, ihnen den Aufenthalt in ihrer Stadt, bis die Feinde sich zerstreut haben würden, gütig anzutragen. Aber sie zogen das freye Feld vor und wollten ihre Freunde nicht der Gefahr aussetzen. Die Reiter folgten den fortrückenden Eidgenossen auf dem Fuße nach, ohne sie zu berühren; aber im Leimenthal am Bruderholz, ohnweit der Birs, die schon ehemals vom Heldenblut der Eidgenossen gefärbt ward, kam es zu einem ernstern Gefechte, wo der Widerstand groß war. Aber da die Eidgenossen immer stärker und fester eindringen, nahmen die Feinde zuletzt die Flucht mit Verlust von 600 Mann. Die Eidgenossen hatten nur Einen Todten, aber viele Verwundete. Nach vollbrachter That, wo zwey Fahnen ihnen in die Hände fielen, kehrten sie siegend und mit einer großen Beute zurück.

In der Zeit fielen die Wallgäuer, die sich nach

der Schlacht bey Treisen den Eidgenossen ergeben und den Eid der Treue geschworen hatten, von denselben ab und vereinigten sich wieder mit dem Schwäbischen und Kaiserlichen Volk, das sich in der Gegend bey Frastenz versammelte. Diese scheuten sich nicht, in der Eidgenossen Land bey der Herrschaft Sax und gegen dem Rheinthal einzubrechen und großen Schaden zu thun; aber alles geschah in Eile, und bey der Nacht zogen sie sich allemal zurück. Weil nun die Gefahr mit jeder Zunahme der Feinde sich vermehrte und diese Gegend mit Eidgenössischem Volk nicht so stark besetzt war, da vieles ins Thurgäu und das Schwaderloch sich hinzog, weil man von Constanz aus immer die größte Gefahr vermuthen konnte, und dieses der vornehmste Sitz der Feinde war, fand man dennoch, da ein verschanztes Lager bey Frastenz war, daß man auch dieser Stelle mehrere Kraft entgegenzusetzen, die angrenzenden Eidgenössischen Länder zu beschützen und die Anzahl des Volkes zu vermehren habe.

Wie wann wir an einem Orte diese Ankunft der Eidgenossen selbst gesehen hätten, wollen wir jetzt, so wie wir die ankommenden Eidgenossen bey Murten bemerkt haben, auch hier ihre abgetheilten Kriegsvölker ankommen sehen. Von Zürich führte Caspar Goldli 600 Mann auf gen Werdenberg. Dort befanden sich schon die Völker in der Nachbarschaft von Glarus, Appenzell, St. Gallen, Bündten, Rheinthal und der Herrschaft Sax. Zu denen kamen, alle mit dem Panner von Luzern, 600 Mann, von Uri mit dem Panner und dem Urseler: Fähnlein 300 Mann, von Schwyz mit dem Panner und dem Toggenburger:

Fähnlein 1000 Mann, von Unterwalden 700 Mann, von Zug mit dem Fähnlein 500; von Glarus mit dem Panner und dem Fähnlein aus dem Gaster 600 Mann; von St. Gallen 400; von Appenzell 500; von den freyen Aemtern mit ihrem Fähnlein 350; von Sargans mit seinem Fähnlein 250. So langten aus den weniger gefährdeten Cantonen und andern, die von der Gefahr nicht fern waren, hülfreiche Völker an.

Da solche Vermehrung des Kriegsvolkes in den obern Ländern vorging, faßten die Schwaben und andere Kriegsvölker, die sich in Constanz befanden, den Entschluß die vielleicht auch geschwächten Thurgauer anzugreifen und ihnen einen wichtigen Abbruch zu thun. Den 20. April zogen 800 Mann (einige sagen so viel Tausend) nach Ermatingen, einem anmuthigen Ort am Untern Bodensee. Da erwarteten sie von der vorüberliegenden Insel Reichenau, die in ihrer frohen, heitern Lage und ausnehmender Fruchtbarkeit sich aus diesem See erhebt, noch einen Zuzug von 800 Mann. Der Ort Ermatingen hatte eine schwache Besatzung, und einen nicht wohl besonnenen Hauptmann von Zürich, der trotzig die Gefahr nicht einsah, die auf ihn und seine Soldaten wartete, aber sie hernach desto tiefer empfand. Denn die vereinigten Corps der Feinde warfen sich über die schwache Besatzung hin und brachten 73 Mann mit dem Anführer ums Leben, ohne was auf der Flucht noch ungebracht wurde; das große Dorf ward rein ausgeplündert und ein Theil davon zerstört. Das gleiche Schicksal widerfuhr zwey andern kleinen Gemeinden,

die in dieser Gegend sich befinden. Mit Beute beladen und mit trotzigem Hohn, nachdem sie unmäßig sich mit Speise und Trank überladen hatten, kehrten die Feinde wieder nach Constanz zurück, aber in großer Zerstreung und unsinniger Freude und ohne sich weiter um die Eidgenossen zu bekümmern. Diese im Schwaderloch, die von einem solchen Zustand ihrer Widerpart unterrichtet waren, trachteten, dieselben ihre Rache empfinden zu lassen. Eilend wurde durch einen Landsturm so viel Mannschaft zusammengezogen, als immer mit angestrongter Auffoderung zu erhalten möglich war. Zu leichtsinnig trieb unterdessen die Menge der Feinde sich auf dem Lägerweilers Moos herum. Nachdem die Eidgenossen genug Völker gesammelt hatten und für die Sicherheit des Lagers hinlänglich gesorgt war, zogen sie mit möglichster Stille durch den Wald, bis sie des Feindes ansichtig wurden. Dann mußten alle Trommeln auf einmal ertönen. Einige Trommelschläger ließ man hin und wieder in dem Wald zurück, Marsch zu schlagen, als wenn noch mehr Volk im Anzug wäre. Unterdessen wurden die Feinde so gut als möglich aufgestellt. Aber sie waren nicht so unerschrocken und entschlossen und ihren Befehlshabern so getreu, wie die Eidgenossen; ihre Führer hatten sich schon um zwey Feldstücke von Luzern, die sie zu Ermatingen erbeutet, in Streit eingelassen, und die Gemeinen waren leichtsinnig und betrunken. Umsonst hatte Burkard von Randegg ihnen zugerufen: Sie sollten den am Morgen erhaltenen Sieg nicht selbst entehren und im Angesicht der Stadt, von der sie früh ausgezogen, und die alle

ihre Schritte bemerke, wider ihren eigenen Wohlstand handeln. Die schon Wankenden achteten das nicht; und da die Eidgenossen immer stärker eindringen, begab sich Alles auf die Flucht. Die Eidgenossen verfolgten sie, wenn schon aus dem Schloß von Gottlieben auf sie geschossen wurde, bis gegen die Stadt und an den See, wo endlich die Hauptleute aus Besorgniß, daß die Nachjagenden von der Stadt aus überfallen werden könnten, sie zurückriefen. Allein die Stadt hatte selbst großes Mißfallen über jene schändliche Flucht, und ließ den Zueilenden kaum die Thore eröffnen. Es wurden bis auf 2000 erlegt; und die Eidgenossen erhielten wieder die ganze Beute von Ermatingen, die zwey Stücke von Luzern und noch fünfzehn andere, einen großen Ueberfluß an Proviant und Waffen, und eine Kanone, die durch ihre Länge und übrige Gestalt berühmt war.

Hatten wir die Eidgenossen gerade vor dieser Waffenthat dem Oberland zueilen bemerkt, da sich bey Fraßenz ein furchtbar verschanztes Lager der Feinde befand, wo an dem Rücken desselben ein hoher Berg sich erhob, so nahmen sie, zwey Tage nach der Schlacht bey Schwaderloch, bald erschreckt und zur Rache gereizt, aber durch die Nachricht von der Niederlage bey Ermatingen eben so bald wieder ermuntert und gestärkt durch die hernach gewonnene Schlacht, sich vor, die Feinde, die ihre Verschanzungen nicht verlassen wollten, in denselbigen anzugreifen. Vorher aber wollten sie sich über die Anstalten des Feindes erkundigen. Da vernahmen sie, daß derselbe auf dem hohen Berg 300 Mann hingesandt habe zur Gegenz

wehr, wenn etwa die Eidgenossen den Berg ebenfalls besteigen würden; dann hätten sie eine auserlesene Mannschaft von 1500 Krieger in die Mitte des Berges versetzt, den Eidgenossen den Eingang in das Lager zu verhindern. Hierauf faßten diese letztern den Entschluß, 2000 Mann von ihren stärksten Bergbewohnern von Sargans und aus dem lieblichen Urserenthal auf die oberste Höhe des Lanzengast's zu senden, um die Feinde von dort hinunter zu treiben, und mit mehrerer Kraft und mit mehrerem Muth auch das in der Mitte liegende Kriegsvolk zu bestreiten. Heinrich Wohlleben von Uri, der sich schon bey der Tagsatzung die Freyheit ausgebeten hatte, der Bündtner Anführer zu seyn, wurde die Ausführung und Leitung dieses Plans anvertraut; und dem Freyherrn Ulrich von Sax, einem bewährten Freund der Eidgenossen, wurde aufgetragen, mit dem größern Theil des Heeres den Angriff zu leiten. Auf dem Berg, den die abgesandten Krieger auf einer von dem Lager abgewandten Seite, um unentdeckt zu bleiben, besteigen mußten, hatten sie unsagliche Mühe. An steilen, dicht bewachsenen Stellen und scharfen Felsen, wo sie oft vergebens, oft mit Gewalt angestrengt, sich auf die oberste Höhe winden mußten, ließen sie sich mit den dort aufgestellten Feinden in ein Treffen ein. Aber bald überwältigt zogen sich die letztern zu der größern Zahl der Krieger, die in der Mittele lagen, zurück. Die Eidgenossen eilten ihnen nach und griffen, beyde die Herabgekommenen und die in der Mitte mit Gewalt an, so daß die Feinde nach einem heftigen Gefecht endlich zu ihrem verschanzten

Lager, dessen Angriff sie hätten verhindern sollen, schnell ihre Zuflucht nahmen, und der Gewaltshauſe der Eidgenossen faſt zugleich mit den ſiegreichen von dem Berg herab Gekommenen in das verſchanzte Lager drang. Da kam der Donner von den Feuerschlünden der Feinde ihnen entgegen; aber die Eidgenossen fielen zu Boden, ſo daß ohne Schaden über ſie hin geſchoſſen wurde. Nur der Held Wohlleb ſtand aufrecht und fiel von einer Kugel getroffen. So ſchreiben unſere erſten Nachrichten von ſeinem Tod. Aber Pirkheimer, der ihn als den kühnſten, kriegskundigſten Mann darſtellt, erzählt es anders: Daß er nämlich mit einer etwas längern Hellbarte mit andern in die Feinde zuerſt eingedrungen, und von denſelben mit vielen Wunden bedeckt bis an den letzten Hauch ſeines Lebens gekämpft habe, und als Held gefallen ſey. Wer wollte dieſe Todesart, von einem feindlichen Anführer geſchrieben, nicht vorziehen? Wie dem immer ſey, ſo wurde er allgemein bedauert, und ſein Zuruf iſt gewiß, womit er mit ſterbender Stimme ſeinen Streitgenossen zuredete: „Wohl daran! Der Sieg iſt unſer!“ Man vergaß bey der Trauer um ihn, daß die Heftigkeit ſeines Gemüthes, die oft ſolche Helden zeugt, unterweilen auf den Tag gen Mühe machte. Die Eidgenossen, durch dieſen unerſetzlichen Verluſt in neues Feuer gebracht, da das große Geſchütz ſchon weggenommen war, drangen mit angeſtrengter Macht in das Kriegsvolk; die Keiſigen ſtanden demſelben nicht bey, oder waren verhindert. Da entſtand endlich nach langem Kampf die Flucht der Feinde; ſie ſtürzten ſich in die ange-

schwollene Jun und fanden darin ihren Tod; 3000 fielen in der Schlacht und der Ertrunkenen zählte man bis auf 1400. Aber der Verlust der Eidgenossen war nach allen Berichten unglaublich klein, und die gleiche Summe wie in der Schlacht beim Schwaderloch. Ich kann es kaum begreifen; aber weiter forschen konnte ich auch nicht. Die Sieger erbeuteten fünf Fahnen und eben so viele Kanonen. Zwey davon gab man dem Freyherrn von Sax, als ein Zeichen der Zufriedenheit; die andern kamen nach Zürich; 500 Flinten, viele Gezelte und alle Arten von Kriegsgeräth, die in einem verschanzten Lager nöthig sind und im Ueberflus vorhanden waren, fielen ihnen auch noch zu.

Indem die Eidgenossen ihren Dank gegen den Höchsten im Gebet verrichtet hatten und nach ihrer Gewohnheit drey Tage auf dem Schlachtfelde verweilten, sahen sie von Weitem eine beträchtliche Zahl von Menschen ihrem Lager sich nähern, so daß nämlich die Priester mit dem Heiligthum vorangingen und die übrige Zahl, Weiber und Kinder aus dem Wallgäu waren, die unter einem Strom von Thränen und lautem Geächze um Gnade und Verschonen ihrer Heimath flehten, da ihre Männer und Väter so unglücklich gewesen, den Eid der Treue, den sie den Eidgenossen geschworen hatten, leider zu übertreten, nun aber fast alle mit ihrem Leben ihre Untreue bezahlt haben. Nur ihre zurückgelassenen bedrängten Greise und Mütter haben die Priester gebeten, mit dem Heiligthum den betäubten Zug zu begleiten, und mit ihren Vorstellungen die Bitten kräftiger zu un-

terstützen, das sie auch würdig thaten. Die Eidgenossen hatten bey ihren Kriegen immer Ehrfurcht für die Religion, und waren nie abgeneigt zur Milde und zum Verschonen. Nach einer kurzen Berathung zeigten sie der betrübten Menge an, daß sie ihren Wohnungen verschonen wollten, und setzten ihnen für eine schon anerbundene Brandschatzung die Summe von 8000 Gulden an, die durch Geißel versichert und in bestimmten Zeiten entrichtet werden sollte. So krönten die Eidgenossen ihren Weg mit Wohlthun, und die Greise, die schmachkend und mit Schmerz den Ausgang dieses Schrittes erwartet hatten, wurden getröstet, so wie die Menge mit Ruhe zurückging.

So ward auch um diese Zeit auf einer Tagsagung zu Zürich der wichtige Entschluß gefaßt, was alles anzuordnen sey: Daß nämlich die Völker im Oberland dort ungeschwächt bleiben könnten; Solothurn sollte seine eigenen Gränzen bewachen, Glarus an die Völker im Oberland sich anschließen, aber Zürich, Bern, Luzern, Zug und Freyburg über den Rhein hin, in den Schwarzwald und in das Hegäu einen zweyten Zug vornehmen, Stadt und Stift St. Gallen und Appenzell ebenfalls dem Oberland sich widmen, jedoch mit dem Vorbehalt, wenn der Feind sich dort zurückzöge, daß die daselbst sich verwendenden Eidgenossen diesem zweyten Zug in Feindesland auch zuziehen sollten. Dann werde jeder Stand noch sein Geschütz mitnehmen. Eine so ausgetheilte Verordnung über die Kräfte jedes Standes ist angenehm zu betrachten.

Einem Jahrbuch unsers Standes mag vielleicht

eine kurze Uebersicht nicht unangemessen seyn, wie viel Volk derselbe zu gleicher Zeit aufgewandt habe. Im Oberland hatte er 600 Mann, im Schwaderloch 1400; und es ward noch die ganze Grafschaft Kyburg zu schleunigem Zuzug bereit gehalten; 4000 schickte er in das Hegau. Dann hatte er noch Zusätze zu Zurzach, Coblenz, Eglisau, Rheinau, Schafhausen, Diessenhofen, Stein am Rhein und noch an andern Orten; und da die Besatzung im Schwaderloch, viele Male ohne Noth und Bewilligung und mit leichtem Uebergang in ihre Heimath, von den Thurgäuern unterweilen verlassen wurde, wo doch die größte Gefahr auch für uns war, sandte Zürich noch 1000 Mann dahin unter Hauptmann Heinrich Göldli und Ulrich Wiederkehr. So wandten Bern und Frenburg im Burgunderkriege ihre angestrengten Kräfte an.

Den 18. April zog Zürich mit seinem Panner aus, und die Stände, die zu dem Zug geordnet waren, machten ein Heer von 12,000 Mann aus. Sie eilten Thengen zu, weil der Graf von Sulz, der ewige Bürger von Zürich und Schafhausen (der gute Allwig lebte nicht mehr), dem man doch Schonung versprochen hatte, den Eidgenossen untreu war, oder vom Kaiser gezwungen wurde, es zu seyn, weil er seiner Uebermacht nicht widerstehen konnte. - Der Herr von Blumenegg, den wir von seinem Schmähen her kennen, hatte die Anführung der Besatzung übernommen; aber von seinem Gewissen angeklagt, vieles wider die Eidgenossen geredt und gethan zu haben und ihre Rache befürchtend, verließ er bey der

Nacht die Stadt. Als es die in der Stadt gewahr wurden, ließen sie einen Priester in seiner schönsten Zierde über die Mauern herab, um Gnade zu bitten und wegen der Uebergabe zu handeln. Da die Eidgenossen Verschiedenes foderten und die Sache sich verzog, sandten die Landsknechte ihre Abgeordneten und übergaben die Stadt. Die Besatzung mußte schwören, während dem Krieg nicht gegen die Eidgenossen zu dienen. Hernach wurde sie entwaffnet und entkleidet; nur im Hemd, einen kleinen Stab in der einen und ein Stück Brot in der andern Hand mußte sie durch die Reihen der Eidgenossen ziehen. Zwanzig Edelleute und Bürger, die mit Schmähen und Troßen am meisten gegen die Eidgenossen sich vergangen hatten, wurden ins Gefängniß gelegt und ihr Schicksal hernach entschieden. In der Stadt und dem Schloß fand sich viel Geschütz von Freiburg im Brißgäu und Nürnberg, auch Panner und Fähnlein von Neuenburg und Pfirt.

Nach dieser Unternehmung sandten die Eidgenossen 500 Mann gegen das Schloß Rüssenberg, das auch dem Grafen von Sulz gehörte, und für so fest gehalten ward, daß dessen Einnahme fast unmöglich sey. Man foderte das Schloß auf zur Uebergabe. Die Antwort der Besatzung war unentsprechend; aber die Eidgenossen führten in der Nacht einige Schlangbüchsen auf den Berg, der über das Schloß sich erhob. Da das die Besatzung sah, ergab sie sich, noch ehe die Schüsse erfolgten. Man entließ sie, doch ohne Waffen, die sie zurücklassen mußten, und besetzte dasselbe mit Eidgenössischem Volk. Heinrich

Ziegler von Zürich ward die Verwaltung desselben übergeben.

Stühlingen, dem Grafen von Lupfen gehörig, ward hernach von den Eidgenossen angegriffen. Sein Herr, der auch mit Schmähen und Stolz große Thaten vollbracht und in eitelm Troß sich schon Schlösser ausgewählt hatte in der Eidgenossenschaft, entfloß in der Nacht. Das Städtchen ergab sich, und man war Willens, ihm zu verschonen. Aber die Eidgenossen waren oft nicht stark genug, raschen Begierden ihres Volkes zu wehren. Einmal das Städtchen ward nach der Plünderung verbrannt.

Stadt und Schloß Blumenegg ergab sich mit dem Beding, daß jedes Weib so viel von ihrer wertheften Habe mitnehmen möge, als sie zu tragen im Stande sey. Die Frau von Blumenegg trug nach dieser Bewilligung ihren Mann bis vor das Thor. Das rührte die Eidgenossen so, daß sie nicht nur dem Mann Gnade widerfahren ließen, die er kaum verdiente, sondern der Frau erlaubten, ihr ganzes Geräth und all ihr Gut aus der Stadt tragen zu lassen. Sie fanden in derselben noch eine reiche Beute, Waffen, Vieh, viel Hausrath und wichtige Schriften über die Anschläge der Feinde gegen die Eidgenossen.

Da nun bisdahin alles gelungen, und es um einen weitem Fortschritt und fortsetzenden Plan zu thun war, kamen ungleiche Gedanken zum Vorschein. Einige wollten weit fortrücken und auf der Schwäbischen Seite des Bodensees bis in das Oberland dringen und das Tyrol heimsuchen; andere fanden

dieses gefährlich, so weit durch des Feindes Land hindringen, ja sogar hinter Constanz vorbeizuziehen, wo die Gewalt der Feinde groß sey, und die Rückkehr im Fall einiges Unglücks sich zu verkümmern. Allein die Vorsehung endete diesen Streit. Solothurn berichtete in Eil, daß Kriegsvolk aus den Niederlanden dem Elsaß sich näherte und bat um schleunige Hülfe. Da fand man allgemein, daß die Völker von Bern und Freyburg Solothurn zu Hülfe ziehen sollten; und die übrigen Eidgenossen, auch für ihr eigen Land besorgt, zogen nach einigen Anfällen auf Randegg und Dörflingen, und über das letztere Ort, das nach Zürich gehörte, nach gemachten Verfügungen ebenfalls ihre Völker zurück.

Zu Narau unterredeten sich die Hauptleute von Bern und Freyburg mit denen von Solothurn, einen Zug in das Sundgäu zu thun, und Luzern sandte noch ein Fähnlein mit 300 Mann. Aber was oft der Fall war, eine Zahl vorgerückter, rascher Krieger von diesem Zug drang ohne Befehl voraus; und da sie ins Leirnenthal kamen und eine Anzahl Feinde da war, griffen sie dieselben, ohne auf höhere Befehle zu warten, mit wildem Muth an und erlegten auch in diesem Gefecht Vornehme von Adel; und Friedrich Cappellet ward tödtlich verwundet. Nach diesem rückte der ganze Zug bis unter Basel hin. Diese Stadt verhielt sich mit vieler Klugheit, gab beyden Theilen die verlangte Speise und Trank, und besorgte ihre Verwundeten. Aber die vereinigten Eidgenossen verfügten sich ins Sundgäu, nahmen das Schloß Hellingen das dem Bruder des Bischofs von Basel,

einem grimmigem Hasser der Eidgenossen gehörte, einplünderten und verbrannten es. Da sie weiter gegen den Feind losziehen wollten, hatte derselbe die Flucht genommen; und da sie keinen Widerstand mehr hatten, zogen sie mit ihrer Beute nach Hause.

Indessen foderten die Zusätze im Oberland, daß man sie verstärken möchte. Man trug nun bey einer Tagsatzung zu Zürich den VII. Ständen auf, daß jeder zehen Mann dahin als Zusatz senden, und daß man alle Sorgfalt und Umsicht dort haben sollte. Bedenklicher war die Klage eigens abgeordneter Führer von Luzern und Unterwalden über den bedauerlichen Zustand der Besatzung im Schwaderloch, da es zu bewundern ist, daß die nahen Feinde in Constanz dieses nicht bemerkt und davon Vortheil gezogen haben. Die angesehenen Abgeordneten bezeugten, daß nur gar keine Ordnung beobachtet werde. Man gehe weg und komme aus Neugier; von regelmäßiger Ablösung sey keine Rede; wenn da nicht andere Vorsorge geschehe, so könnten sie mit ihrem Volk sich nicht länger verweilen.

Man ordnete eine neue Bestimmung von allem Kriegsvolk der Eidgenossen. Bern, Freyburg und Solothurn sollten die Völker, die aus dem Niederland kommen, beobachten; Glarus Bündten und das Oberland besorgen; St. Gallen und Appenzell mit den Zusätzen von Zürich und andern Ständen das Thurgäu gegen Constanz im Schwaderloch bewachen; dann sollte von Zürich und Luzern mit den Ländern ein neuer Zug in Schwaben unternommen werden. Zu gleicher Zeit kamen 800 Mann wie gewünscht mit

vier Fähnlein von Wallis an. Diese wurden alle in das Schwaderloch beordert, und eine Verordnung ausgestellt für diesen wichtigen Ort, die dem Recht des Kriegs und der obwaltenden Gefahr angemessen war.

Dergleichen Verfügungen machten die Eidgenossen aufmerksam auf das Geschütz, das der König von Frankreich ihnen versprochen hatte; und da die allgemeine Rede war, er sey schon im Anzug gegen Mailand, wollte man sogar eine Botschaft an ihn absenden, um über die Herrschaft mit dem König zu handeln. Da aber Nachricht kam, daß der Zug gen Mailand noch nicht erfolge, sandte man dennoch einen Gesandten von Freyburg an den König, um das Geschütz abzufodern. Das veranlaßte den König, den Ständen eine Vermittelung durch eigene Gesandten anzutragen, da der Trieb dazu von seinem eignen Vortheil herzukommen schien, um von den befriedigten Eidgenossen oder ihrem Volk Begleiter in Italien zu erhalten. Aber die Sache war noch nicht reif genug. Der Kaiser hatte erst neulich einen neuen ausführlichen und gegen die Eidgenossen höchst feindseligen Ruf zum Kriege allen Fürsten und Ständen des Reichs zugeschrieben; und die Schwaben und Tyroler waren noch nicht gedemüthigt. Dennoch sandte der König in Frankreich das zwar schon bey dem Beschlusse des Bündnisses verlangte große Geschütz nach Auxonne, wo es Abgesandte von Bern und Freyburg nach Auftrag der Stände abholen sollten.

Nun erfolgte der dritte Zug ins Hegäu, der aber theils durch die von einander abweichenden Gedanken der Eidgenossen über das, was vorzunehmen sey,

welches man süglicher vorher hätte ausmachen können, theils durch den nicht so schnellen und erheblichen Gang der Sachen in seinem Werth von dem vorigen abweicht. Einige der Eidgenossen wollten Zell und Ueberlingen heimsuchen; andere wollten weiters dringen bis ins Nellenburgische, und die Stadt Stockach angreifen. Dieser Vorschlag wurde zulezt angenommen. Sie zogen dahin und foderten die Stadt auf; aber die Besatzung derselben war zahlreich und beherzt, und versagte die verlangte Uebergabe. Da wurde das grobe Geschüz gegen die Mauern gerichtet, so daß wirklich ein Theil davon schadhast wurde, und man einen Sturm wagen wollte. Aber die Hauptleute wollten es nicht gestatten. Man rede, sagten sie, von einem feindlichen Heer, das in der Nähe sich zahlreich sammle, und die mit Einnahme und Plünderung der Stadt zu tief beschäftigten Krieger überfallen könnte. Man fand es für rathsamer, abzuziehen, plünderte und zerstörte noch einige Dörfer im Nellenburgischen und kehrte dann zurück. Die Nachhut betraf die Völker von Zürich, die ihre Zahl in drey Haufen vertheilten. Den einen ließen sie nach Schafhausen mit den übrigen Eidgenossen gehen; den zweyten mit dem Gepäck und allen Hindernissen und dem Geschüz beladen begleitete der dritte Haufe, so lange er in Hohlwegen oder gefährlichen Stellen sich befand. Nachdem aber dieser so beladene Haufe einmal auf freyem Felde war, ging jener mit eilendem Marsch wie flüchtig auf Stein zurück. Da war dieser dritte Haufe einem Corps Reifiger, die bis dahin die Rückkehrenden beobachtet hatten, von

1500 Mann auf freyem Felde ausgesetzt, wo sonst diese Krieger ihre Feinde gern fanden. Aber bey einem Anfall derselben hielten sich die Unsern so fest mit ihren vorgestreckten Spießen, daß sie wie eine Mauer da standen, an der die Keisigen zurückprallten; und da die Unsern noch mehr in sie drangen und die verlangte Hülfe von Schützen von Stein her anrückte, nahmen jene schändlich die Flucht. Nachher warfen die Keisigen von ungleichem Volk, die einzander hätten unterstützen sollen, sich Nachlässigkeit und Zaghaftigkeit vor; und der Muth, nebst den guten Anstalten der Unsern, wird von einem feindlichen Feldherrn gerühmt.

Es war nun an dem, daß auch im Bündnerland Waffenthaten geschehen sollten, die dem Kaiser selbst die Neigung zum Frieden und zur Beendigung des Kriegs vermehren sollten. Er ließ aus dem Tyrol und aus dem Etschland ein Heer von 15,000 Mann zusammenziehen, das in das Fingstgau, ein enges Thal zwischen hohen Bergen, eindrang, sich daselbst mit einer großen Schanz umgab, und es beschloß. Von da fielen sie in das Engadin, suchten die Dörfer mit Raub und Brand heim, und foderten von den zur äußersten Armuth Gebrachten noch Brandschakung. Da diese aber das Ausgelegte nicht bezahlen konnten, nahmen sie drey und dreyßig Männer als Geiseln mit sich fort. Nun lagerten die Feinde sich auf der Malserhaide. Das ward den Eidgenossen und den mit ihnen vereinigten Bündnern kund, die ohne Versäumniß 8500 Mann zusammen zogen, und bey der Ueberlegung, wie sie die Sache vornehmen wollten,

auf den Gedanken verfielen, gleich wie bey Fraſtenz zu Werke zu gehen. Es ſollte ein kleinerer Hauſe in der Nacht den Berg beſteigen, und, wann er in der Höhe wäre, mit einem Feuer und einem weißen an einer Stange aufgeſteckten Tuch dem größern Hauſen ein Zeichen geben, und dann die Feinde überfallen, wo dann der größere Hauſe nachdrücken und die Feinde auf beyden Seiten angreifen ſollte. Das Verabredete geſchah. Der kleinere, der Straßen kundige Hauſe ſtieg auf den Berg, gab die beyden verabredeten Zeichen, und ließ ſich von dem Berg herab den Feinden entgegen. Als er von denſelben bemerkt wurde, ſandte man ihnen die Reißigen entgegen. Aber ſie wichen von der Straße ab an Orte, wo die Reißigen weniger Wirkung thun konnten, und hingegen der Ueberfall leichter war, und man drängte ſie bald zurück. Das feindliche Fußvolk theilte ſich in drey Hauſen, die einander unterſtützen ſollten. Der von dem Berg hinabgekommene kleinere Hauſe griff den erſten feindlichen an, mit dem man einen harten Kampf beging, ohne von dem größern Hauſen unterſtützt zu werden. Schon war jener erſte feindliche Hauſe bekämpft; da griff man den zweyten Hauſen an, verlor aber viel Volk, ſo daß man ermüdet und verlaſſen auf die mögliche Flucht bedacht war. Die Hauptleute indeß ermunterten das Volk und ſandten Eilboten an den größern Hauſen der Verbündeten, der von einem unbeſonnenen Führer aufgehalten war. Die Eilboten beſchworen den großen Hauſen bey des Vaterlandes Gefahr, bey dem unvermeidlichen Untergang ihrer Mitgenoſſen, die biſdahin alles Verabre-

dete gethan und jetzt in dem hitzigsten Kampf begriffen seyen, sie nicht zu verlassen, sondern eilig zu Hilfe zu ziehen. Das gab dem großen Haufen den Muth, mit schnellem Schritt ihren nothleidenden Brüdern zuzuziehen. Damit bekamen die im Kampf Belästigten Lust, da zuvor die ganze Last auf ihnen gelegen war; und der Feind durch das Eindringen auf beyden Seiten überwältigt, begab sich nach einem heftigen Widerstand auf die Flucht. Nothwendig mußte nun der Feind über die Esch, die bisweilen stark angeschwollen war, dringen. Eine schwache Brücke, die nachlässig angelegt war, um die Eidgenossen zu fällen, zerfiel getrennt von der Menge der Feinde; andere stürzten nach, so daß die Eidgenossen über ihre Köpfe hin über den Fluß eilen konnten, die Mehrern zu verfolgen. Einige 1000 Mann verloren die Feinde, und die Eidgenossen zählten auch 250 Umgekommene und viele Verwundete, die sie besorgen mußten. So viel hatten sie in keiner Schlacht verloren, da die Chroniken von allen übrigen Schlachten nur wenige Todte von den Eidgenossen zählen. Acht Stücke großes Geschütz fiel den Siegern zu; viele Panzer und Fahnen, Panzer und Waffen fand man in großer Zahl, und alle Kriegsbedürfnisse im Ueberfluß. Schändliche Krieger von den Feinden foderten von einer Stadt die drey und dreyßig Männer heraus, die als Geißel da aufbehalten waren. Lange widerstanden die bessern Bürger dieser grausamen Forderung; aber da man ihnen mit Brand drohete, gaben sie dieselben alle heraus. Die Landsknechte mordeten sie, bis ihnen die Stärkern das

Messer aus der Hand rissen, und sich selbst und die andern vertheidigten. Dieses reizte unsere Krieger zu einer Rache, die sie noch an verschiedenen Orten ausübten. Der Kaiser war ergrimmt über den Ausgang dieser Schlacht und warf dem Anführer der Reifigen seine unverzeihliche Nachlässigkeit vor. Er mußte mit allen Künsten des Hofes die verlorne Gunst des Kaisers sich wieder zu erwerben suchen.

Wie die Eidgenossen der Hülfe für ihre Verbündeten eine so billige Richtung gaben, zeugt die Antwort, die der Stadt Solothurn ertheilt worden, als sie Kriegsvolk von den Eidgenossen verlangte, um einige Schlösser in ihrer Nähe zu erobern. Dazu, sagten sie, sind in dieser allgemeinen Noth unsere Völker nicht anwendbar; aber wann euch der Feind überfallen will, welches euch vielleicht bald bevorstehet, dann möget ihr Kriegsvolk lack fodern. Einen solchen schönen Grundsatz konnte ich nicht verschweigen.

Schon im April zeigte der Kaiser seinem Oheim, dem Herzog von Mailand an, daß, wann er zu Beylegung des Krieges mit den Eidgenossen, von denen er schon milder sprach als in seinen vorigen Erklärungen, etwas einzuleiten wüßte, er solches nicht unterlassen sollte. Dieses eröffnete der Herzog ungesäumt den Eidgenossen, die dann dieses als eine erwünschte Erscheinung ansahen und williges Gehör nicht versagten. Das mochte der König in Frankreich erfahren haben; und eifersüchtig darüber, ließ er durch den Stadtschreiber von Freyburg, der in der Zeit als Gesandter bey dem König war, die gleiche Gesinnung, an dem Frieden zu arbeiten, von Neuem antragen,

als wann er dem Gegner, den er bekriegen wollte, die Ehre der Einwirkung nicht gönnte. So bereitete die Borsehung den Eidgenossen zwey Werkzeuge zum Frieden, die auf einander eifersüchtig waren; welches aber der eine davon, von eigener Noth gedrungen, um sich einem tapfern Volk zu empfehlen, sehr wichtig fand.

Indessen hatte der Kaiser nach der Niederlage auf der Malsershaide, die ihm als die erste nach seiner Ankunft in den obern Ländern am empfindlichsten war, einen neuen Plan gemacht, die Eidgenossen an verschiedenen Orten mit Einem Male anzufallen, und so bey der Theilung ihrer Kräfte sie desto eher zu bestegen. Da die Eidgenossen dieses erfahren hatten, sandten sie einen neuen Zusatz von jedem Ort ins Oberland, und beschlossen, Solothurn sollte davon aus, geschlossen seyn, und seine eigenen Länder beschützen; dann aber ins Schwaderloch, wo die größte Gefahr war, die meiste Verstärkung senden. Die von Zürich sollten hernach eine Gesandtschaft an die Besatzung daselbst, um sie zum Ausharren im Dienst und zur genauesten Aufmerksamkeit auf Alles, was in und um Constanz vorgehe, zu ermuntern und ihnen den Auftrag zu geben, alles Wichtige, was sie vernähmen, an die Tagsatzung oder nach Zürich zu berichten. Diese Gesandtschaft sollte auch bewirken, daß der Abt von St. Gallen seine 200 Mann noch länger bey der Besatzung lasse, und die Appenzeller 300 Mann dahin ordnen möchten.

Dem König in Frankreich war in einer Zuschrift für seinen huldreichen Vermittelungsantrag der feyerlichste Dank bezeuget, und die Beförderung des

Geschüßes mit Angelegenheit empfohlen, und von Savoyen die Bewilligung des Geleit erbeten, woben dann auch die Zahlung von dem ersten Vierteljahr der Hülfsgelder verlangt und die Entrichtung der noch ausstehenden Pensionen zu fodern nicht unterlassen worden. So freymüthig schrieb man ehemals den Königen zu.

Man erhielt von den Rhätiern durch eine Botschaft die Nachricht, daß ihre Lande und Leute seit der Schlacht auf der Mallerheide in großer Gefahr sich befinden, und daß sie deswegen genöthigt seyen, einen neuen Zuzug sich zu erbitten. Da entschlossen sich die Eidgenossen, dieses Land nicht so ausgefetzt zu lassen und demselben einen Zuzug von beynah 4000 Mann nach den Ständen abgetheilt zu senden.

Nach langer Ueberlegung mit seinen Rätchen entschloß sich der Kaiser, die Bündtner zu züchtigen und mit den willigen Tyrolern in das Engadin einzufallen, und auch den Herzog von Mailand aufzufodern, sein Kriegsvolk in Rhätien zu senden. Allein der ganze Plan, dessen Ausgang der Kaiser selbst abwarten wollte, bestand nur in dem härtesten Bedrängniß der Einwohner des schönen Engadins, und in unnützen, meist gefährlichen Besteigungen der höchsten Gebirge und Beschädigung der Armuth in ihren einsamen Hütten, wo oft auch hitzige Gefechte nicht zum Vortheil der Feinde vorgingen. Hier erschienen 200 Mann vom Herzog von Mailand; ohne eigentlich zu wissen, was sie zu thun hätten, und ohne Proviant, vermehrten sie noch den drückenden Mangel des übrigen Kriegsvolkes. In dieser Noth schickten die Bündtner

Eilboten an die Eidgenossen, die verheißene Hülfe zu beschleunigen. Da diese mit eilenden Märschen nach Chur kamen, war die Gefahr schon vorüber. Doch sandte man die Völker von Zürich und Uri in das Engadin, wo sie mit innigem Bedauern eine allgemeine Zerstörung wahrnahmen, und desto mehr sich entschlossen, auf die überall sich zurückgezogenen Feinde einen Streifzug zu wagen, und das Geschehene den Thätern in ihrem eigenen Lande zu vergelten. Umsonst bot man ihnen Brandschatzung an. Man verlangte nur Rache, welche den Bündnern jetzt näher war als Geld. Dennoch fanden die Eidgenossen für gut, dieser leidenschaftlichen Vergeltung ein Ende zu machen, und von weiterer Gefahr sich zu entfernen. So zogen sie zu den übrigen Eidgenossen nach Mayensfeld zurück, wo man einen neuen Angriff daherum erwartete; aber weil nach einigen Tagen nichts von der Art erfolgte, kehrten die Eidgenossen wieder in ihre Heimath, und ließen noch 400 Mann in Sargans als eine nahe Hülfe zurück.

Nun schien sich alles allmählig zum Frieden zu lenken, und jeder Versuch, der dahin zielt, verdient sein Andenken. Der König in Frankreich sah mit Eifersucht den Trieb an, den sich der Herzog von Mailand gab, an dem Frieden zu arbeiten. Er bemühte sich schriftlich, den Eidgenossen die Vermittelung des Herzogs zu mißrathen. Er stellte ihn als einen falschen Mann vor, dem nicht zu trauen sey; er gebe ja den Feinden der Eidgenossen Speise, Waffen und Geld. Wie könne ein solcher Mann einen dauerhaften Frieden stiften? Dann bat sich der König aus,

daß man in jedem Frieden denselben einschließen soll, und foderte noch 5000 Mann Kriegsvolk zu seinem Zug in Italien. Aber zu gleicher Zeit schrieb der Herzog von Mailand an die Eidgenossen, daß er, um den Frieden zu unterhandeln, eine ansehnliche Botschaft von zwey Bischöfen und einigen Rittern in die Eidgenossenschaft absenden werde. Dem König wurde geantwortet, wie es in dieser Lage möglich war; aber dem eidgenössischen Stand, wo die Mailändische Botschaft sich einfinden würde, geschah der Auftrag, eine allgemeine Tagsatzung dahin auszuschreiben. So machte dieser ungleiche Trieb zum Frieden, der von Außen her geschah, denselben sicherer und fester.

Ein Bericht von den Abgeordneten der Eidgenossen, die Lieferung des Französischen Geschützes einzuleiten, zeigte an, daß dasselbe nach einigem Zögern im Savoischen angelangt sey und daher ein Geleit zu weiterer Beförderung eingeholt worden. Dasselbe bestehe in acht großen Stücken mit sechs eisernen Klöcken (Kugeln), die übrigen seyen von Stein, und 200 Centnern Pulver, 12 Büchsenmeistern und 2 Gießern, 50 Mann Kriegsvolk und 200 Pferden. Ein großer Zug, der doch schwer zu befördern und nichts taugte, wo er hinkam. Ob die Lieferung mit Fleiß zurückgehalten worden, ist nicht durchaus gewiß. Einige legen dieses dem Könige zur Last.

Aber es war dem so redlichen König nicht genug, seine abrathende Gesinnung gegen die Mailändische Vermittelung schriftlich zu bezeugen. Er sandte noch den Erzbischof von Sens, diese Ablehnung noch kräftiger zu bewirken, und hingegen seine Verwendung

beliebt zu machen, mit dem vertraulichen Bericht, daß er eine eigene, angesehene Botschaft in dieser Absicht an das Hoflager des Kaisers abgesandt habe, mit aller Angelegenheit an dem Frieden zu arbeiten. Dann zeigte er auch an, daß das Geschick nächstens erscheinen werde, und die Verzögerung nicht von ihm herkomme. Alles noch angenehmer zu machen, versicherte er, daß die Geldhülfe vor ein Vierteljahr wirklich zur Bezahlung bereitet sey. Hingegen hoffe er, daß jede andere Vermittelung, und besonders die Mailändische, nicht angenommen werde.

Der Kaiser fühlte sich nie stärker, als wann er in einer großen Versammlung von Reichsfürsten und Ständen sich über die Fortsetzung des Kriegs berathen konnte. Da fehlte es nicht an Planen und neuen Erfindungen, aber an der Ausführung derselben fast immer. So ward bey einer so großen Versammlung ein Plan gemacht, die Eidgenossen mit Einem Male an verschiedenen Orten anzugreifen und ihre sonst bald erschöpften Kräfte zu schwächen und zu theilen. Den ganzen Inhalt dieses Planes hat ein Priester Niklaus von Laupen, weil er von Zürich gebürtig war, obgleich lange abwesend und mit dem feindlichen Heer in das Land gekommen, aus Liebe zum Vaterland den Vorstehern der Stadt Zürich eröffnet. Dieses so entdeckte Vorhaben machte großes Aufsehen bey den Eidgenossen; aber ohne allzusehr zu erschrecken, fanden sie nöthig, ungesäumt die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung zu treffen.

Jedermann mußte auffallen, daß zu Constanz, wo der Kaiser selbst mit seinen Reichsfürsten und dem

Reichspanner und das größte Heer gegenwärtig versammelt sey, auch die größte Gefahr wäre; deßnaben in dem nahen Schwaderloch die Besatzung vollständig und in guter Verfassung seyn sollte. Um diese Gegend noch mehr zu verstärken, sollten die eilf Schlangenhüchsen, die zu Frauenfeld unvertheilt lagen, auf den Geißenberg heraufgeholt werden, wo die nahe Aussicht auf die Stadt Constanz und auch die Beschießung derselben möglich sey. Dann aber sollten gegen die anrückenden Niederländer, die Bern und Solothurn überfallen könnten, auch eine kräftige Beyhülfe von Bern, Freyburg, Solothurn u. a. Ständen geordnet seyn, und für das Oberland könnte neben den Bölskern, die im Sarganserland zurückgelassen worden, der Stand Glarus demselben zuziehen.

Den 14. Julius hatte die Besatzung im Schwaderloch die eilf Schlangen von Frauenfeld auf dem Geißberg aufgestellt und sich dabey versammelt, in der Absicht, die sich etwa herauslassenden Krieger aus der Stadt Constanz zu beschießen. Da aber Alles stille war und niemand herauskam, so schossen sie ihre ganze Ladung gegen die Stadt ab, welches Schrecken und Verwirrung und auch Schaden an einigen Häusern verursachte. Deßnaben ward am Abend noch von dem Kaiser und den Heerführern beschlossen, Morgens darauf die Eidgenossen mit aller Macht anzugreifen. Die Feinde belegten die Brücke mit Dünger, damit die Eidgenossen den Einzug der Reissigen und des Fußvolkes nicht vernehmen möchten. Man theilte die 15000 Mann, aus welchen das Heer bestand, in drey Haufen; die Reissigen zuerst, hernach die mit den

Spießen, dann die mit dem kurzen Gewehr. Man musterte das Volk. Der Kaiser selbst gab sich damit alle Mühe; und so verfloß der Vormittag. Nachmittags zog man mit dem Reichspanner und allem Volk in das Bollwerk vor die Stadt hinaus; und in der Entfernung begaben sich die Eidgenossen auch in die Schlachtordnung auf das Feld. Nun dünkte es dem Kaiser Zeit zum Angriffe zu seyn; denn es ging schon gegen Abend, und es war noch nichts gethan. Der Monarch foderte die Völker auf, in die Schlacht zu gehen. Aber anstatt Bereitwilligkeit, war alles verdrossen und unlenksam. Es sey ja Abend, sagten einige; da fange man kein so großes Unternehmen an, das die einbrechende Nacht bald aufheben würde. Andere führten eine stärkere Sprache: Wir sind nur gekommen, des Reiches Grenzen zu vertheidigen, nicht aber uns gegen die Eidgenossen zu schlagen. Der Kaiser, von Zorn entbrannt, da er diese Gesinnung bey seinem Volke bemerkte und mit den kräftigsten Zureden nichts auszurichten war, ließ seine 80 Feuerschlünde gegen die Eidgenossen abfeuern, aber ohne zu schaden. Der Rauch davon verhüllte den eilenden Rückzug seines Volkes, das sich bey den Thoren drängte. Die Eidgenossen, die den Kampf nicht vermieden hätten, zogen sich fröhlich in ihr Lager zurück.

Einige Tage nach dem fehlgeschlagenen Unternehmen zogen die müßigen Krieger aus Constanz auf die Felder im Thurgäu, die reife Ernte zu schneiden; aber die Eidgenossen, diesen Raub zu verhindern, legten 400 Mann um die Felder herum und ließen

300 Weiber unter beständiger Musik mit eifriger Arbeit schneiden. Nachher ward das gefällte Korn unter dem Schuß der Männer in das Schwaderloch geführt. Auf diese genommene Anstalt zogen sich die Räuber zurück.

Vor dem übeln Ausgang der Unternehmung bey Constanz, die aber mehr eitele Darstellung als Waffenthat war, fand sich der Kaiser noch nicht genug unterrichtet, wie wenig sein Volk den Eidgenossen angewinnen könne, und, müde eines längern Aufenthalts in Constanz, reisete er nach Lindau und suchte hier so viel Schiffe, als er am dortigen Ufer haben konnte, im Vorhaben, mit einer kleinen Flotte das Eidgenössische Ufer anzufallen und zu beschädigen. Die Schiffer, ungewohnt auf dem ruhigen See Krieg zu führen und Bewaffnete in ihre freundlichen Rachen aufzunehmen, mußten dieselben mit Kriegsvolk anfüllen und wandten sich gegen das Eidgenössische Land. Zwischen Morschach und Stade landete das Kriegsvolk und trat aus den Schiffen; und sogleich fing es an, die nahen Dörfer mit Plünderung und Raub anzugreifen. Eine Zahl Mannschaft (einige setzen sie auf 70 Mann) war erschrocken und zerstreut und wurde von den raschen Feinden umgebracht. Als aber eine Art von Sturm erging und man einander laut zu Ergreifung der Waffen ermahnte und die Männer sich sammelten, befiel diese neuen Seehelden eine solche Angst, daß sie mit eilendem Rückzug die Schiffe überfüllten, welche von der Last einsanken. Bey andern eilten die Schiffer davon, so daß die, so sich retten wollten, tief in das Wasser wadten oder schwimmen mußten, oder von den Fluthen verschlungen wurden.

Es fällt uns nun die letzte harte Schlacht vor, die mit den schon lange nicht ohne Unruhe fürchtbar erwarteten Niederländern vorgefallen ist, da sie ihre Ankunft den Bewohnern in der Gegend von Dornach mit den feindseligsten Thaten grausamer Weise angekündigt hatten. So genau war der Plan der Feinde angelegt, daß die Thaten vor Constanz, und, was man dort noch erwartete, zu gleicher Zeit wie diese hier unten geschehen sollten, damit zu keiner die Eidgenossen bedeutende Hülfe leisten könnten, und dieselben sie schwach und muthlos machten. Aber dennoch ward diese Absicht nicht erreicht. Das Kriegsheer der Feinde waren theils Niederländer, theils zusammengerafftes Volk, welches sich jedem Bedürfnisse darbot; theils aus dem Elfaß und Sundgäu, das wer weiß wie willig nachgezogen wurde. Sie bezogen in ziemlicher Unordnung ein Lager. Die Besten unter ihnen waren thätig, ihre Hütten zu bauen, und das, was dazu diente, zu sammeln und sie aufzurichten. Die Lockern hingegen ergaben sich unaufhaltsam dem Trunk, verschiedenen Spielen und dem Tanz. Von dem obersten Heerführer von Fürstenberg bis auf den geringsten Krieger träumte niemandem von der geringsten Gefahr. Bey Constanz haben die Eidgenossen genug zu thun, sagte Fürstenberg; und wann es ihnen dort gelänge, können sie doch nicht fliegen. Er verachtete jede noch so treue Warnung, und gefiel sich in seinem Selbstbetrug. Indessen war Solothurn mit seinem Panner ausgezogen und hatte zu Dornach einen vortrefflichen Amtsmann, Benedikt Hugi, der mit vieler Vorsicht jede Bewegung der

Feinde bemerkte, eilende Nachricht von Allem gab und Vieles abzuwenden wußte. Zürich eilte mit seinem Zuzug von 400 Mann, unter Hauptmann Caspar Göldli, zu Hülfe. Schnell berufen verließen sie das zubereitete Essen und langten bey den Solothurnern an. Auch da wollte Göldli, ehe er etwas zu sich nahm, der Feinde Lager zuerst von einer Höhe besehen; und da er sie in Schwelgeren und Zerstreung bemerkte und das Panner von Bern unter Schultheiß von Erlach zu gleicher Zeit anlangte, fand man nach Göldli's Bericht allgemein für gut, nach wenig genossenen Speisen und Trank, den Angriff auf die zerstreuten, unbehülfslichen und trunkenen Feinde zu wagen. Dann zogen die drey Stände mit ihrem Volk in der Stille durch einen Wald, knieten nieder und baten eifrig um den Sieg. Da trafen sie einen Bauer an, der von den Feinden viel gelitten und aus Rache einige Vorposten erstochen hatte. Dieser zeigte ihnen den nächsten besten Weg, um unbemerkt an die Feinde zu kommen. Da das kleine Heer derselben ansichtig wurde, fiel dasselbe, unter wirbelnden Trommeln und einem Feldgeschrey über die erschrockenen, unbewaffneten und schwankenden Feinde her; und im offenen Felde, in Zelten, in Hütten erstach es Alles, was ihm aufstieß und richtete eine große Niederlage an. In der Zeit sammelten sich die bessern Krieger, die Niederländer und andere zu einem heftigen Widerstand gegen die Eidgenossen, welche nun wirklich viel litten und sich nach und nach zurückzogen. Aber die Vorsehung sandte ihnen eine Hülfe von 1000 Mann von Luzern und Zug. Es

nige flüchtige Eidgenossen wollten sie abhalten von der Eil, mit dem Vorgeben, es sey Alles verloren; aber eben deswegen, sagten die Zurückenden, eilen wir der nahen Schlacht zu, unsere Brüder zu retten, oder zu rächen, und zu begraben. Einen so harten Kampf lassen wir nicht unbesucht und ohne That. Dann ritt Hans Schönbrunner, Pfarrer von Zug, in seinem schwarzen Mantel mit weißem Kreuz, auf das Schlachtfeld zu und schrie: Fasset neuen Muth, tapfere Eidgenossen! Völker von Luzern und Zug sind da, euch zu helfen. Mit dieser Stimme und dem Anzug der Hülfe wurden die Eidgenossen neu belebt, so wie die Feinde hingegen in Furcht und Schrecken geriethen. Die Eidgenossen drangen nun mit Macht vor, und machten einen solchen Anfall auf die Feinde, daß sie endlich weichen mußten und sich in die Flucht begaben, wo die Eidgenossen sie noch lange verfolgten. Nach ihrer Rückkehr knieten sie wieder nieder, und dankten dem Höchsten für den Sieg. Dann konnten sie die Nahrung genießen, so die Geschlagenen für sich bereitet hatten, und fanden eine große Beute, wie sie noch keine in diesem Krieg gewonnen hatten. Ein und zwanzig Stücke von dem höchsten bis auf den geringsten Gehalt, ohne eine Menge Hackenbüchsen, viele Panner, Gezelte, Gewehr und Harnisch, und ohne was die wollüstige Jugend zu ihrer Freude und Zierde zusammengerafft hatte, ward den Siegern zu Theil. Die Eidgenossen hatten einen Verlust von nicht mehr als 100 Mann erlitten, wo man hingegen den Feinden den ihrigen auf 3000 Mann schätzte.

Nach dieser Niederlage eines so beträchtlichen Heeres, das man schon lang erwartet und so viel Zuversicht darauf gesetzt hatte, war es den Fürsten, die sich um ihres eigenen Vortheils willen bereits als Vermittler dargegeben, leichter den Frieden zu erzielen, den der Kaiser (weil er bey aller angewandten Mühe unglücklich war) und die Eidgenossen (da sie durch eine solche Anstrengung, wie sie noch keine so lange und ernst erlitten, müde waren), im Stillen gleich herzlich wünschten. Die Wege, die dahin führten, so mühsam die Anzeige derselben ist, haben doch mehr Anmuth für mich, als die immer traurigen Waffenthaten. Ich werde jeden Schritt zur Ruhe kurz berühren.

Der König in Frankreich nahm keinen Anstand, auf den lezt erfolgten Sieg der Eidgenossen einen neuen Antrag zur Vermittelung des Friedens zu thun. Mit Bezeugung seiner innigsten Huld und Gewogenheit, und daß seine Gesandten an dem Hofe des Kaisers den Eidgenossen auch seine dortige Verrichtungen eröffnen werden, fuhr er fort, die Vermittelung des Herzogs von Mailand zu mißrathen: Es sey ihm nicht zu trauen, indem er in Allem nie den geraden Weg gegangen sey. Sehr angemessen war die Antwort der Eidgenossen. Hohe Ehrfurcht trügen sie für den König, für die Bündnisse mit ihm, und für die ihnen erzeigte Huld. Auch die dargebotene Vermittelung schätzen sie hoch; aber nach ihrer Lage verweigern sie einen gütlichen Antrag von keiner Seite. Denn der Herzog sey nahe verwandt mit dem Kaiser, und vielleicht näher berichtet von der

Gefinnung desselben, und derer die ihn leiten. Im übrigen, was am Nächsten zum Ziel führe, sey immer angenehm. Wann der König durch seine verbindlichen Bemühungen das erreichen könne, sey es erwünscht.

Nicht lange, so kamen die Französischen Gesandten, die bey dem Kaiser gewesen waren, in der Absicht am Frieden zu arbeiten, bey der Eidgenössischen Tagsatzung an und eröffneten die guten Gefinnungen, die der Kaiser zur Einleitung des Friedens und überall gegen die Eidgenossen hege, und die sie mit Vergnügen wahrgenommen hätten. Man verdankte die wichtigen Bemühungen und versicherte, daß man mit Vergnügen den weitem Erfolg erwarte.

Aber bald nachher erschien bey der Tagsatzung in Zürich die Mailändische Gesandtschaft, die auch von dem Kaiser herkam und die Stimmung des Kaisers in Ansehung des Kriegs näher zu erkennen gab. Der Monarch möge es leiden, daß die Eidgenossen ihre Klagen und ihre Begehren eröffnen sollten. Das war den Eidgenossen besonders angenehm, wann sie wie Beleidigte auftreten konnten und der Kaiser ihre Wünsche zu vernehmen verlangte. Da ward in der ersten Freude, dem Ziele so nahe zu seyn, eine Zusammenkunft beydsseitiger Bevollmächtigten in die Stadt Schaffhausen bestimmt, Sonntag den 14. Augustmonath da thätig zu erscheinen. Man berief auch den Abt und die Stadt St. Gallen, Appenzell und die Stadt Rothwyl zu Besuchung dieses Tages.

Zu dieser Zeit kam der Zug mit dem Französischen Geschütz in Freyburg an. Dasselbe ward nach

Solothurn verordnet und Freyburg aufgetragen, die Leute bey dem Zuge gütlich zu behandeln und den Zug bis nach Solothurn begleiten zu lassen. Dieser Ort wurde gewählt, als der Gefahr am meisten ausgesetzt, als der nächste zur Rückkehr, und doch bequem, wenn noch etwas Kriegerisches unternommen werden müßte.

Auf dem Tag zu Schaffhausen erschien der vortreffliche und redliche Mailändische Gesandte, Graf Galeaz Visconti, als Bevollmächtigter des Kaisers und des Reichs, der seinem Herrn die Eidgenossen zu gewinnen, und aus eignem edlen Trieb keine Mühe, keine Sorge, keine Beredsamkeit sparte, das Werk des Friedens, das er sich vornahm, auszurichten und zu vollenden. Er foderte die Eidgenossen auf, ihre Begehren und Wünsche zu eröffnen. Man gab ihm fünf Punkten ein, die man foderte ohne Eingang oder äußere Form:

1) „Daß sie bey allen ihren Freyheiten, Privilegien, Gesetzen, Gewohnheiten, die sie immer genossen, bleiben, und weder mit dem Kammergericht noch andern fremden Gerichten beschwert, mithin alle Prozesse und andere Zumuthungen gänzlich aufgehoben, die erlittenen Kosten ersetzt, und ihnen mit Kriegssteuern und andern Foderungen verschont werden soll“. — So wurden die Näherungsversuche zur Rückkehr an das Reich aufgehoben, das auch bey schwächerem Ausbruch den Eidgenossen erwünscht und angenehm war.

2) Hier war es um das Schicksal der Stadt Constanz zu thun, und der Wunsch geäußert: „Daß

„Constanz, ohne allzunaher Verbindung mit dem Reich, eine freye Mittelstadt bleiben möge“. — Die Absicht war, sie von dem Reich nach abzuführen und einst mit den Eidgenossen in Verbindung zu bringen. Aber von dem Landgericht im Thurgäu, das schon bey frühern Verhandlungen mit dem Kaiser gewünscht ward, war jetzt noch keine Rede. Man mußte das bey einem andern Artikel zum Gegengewicht brauchen.

3) Wird verlangt: „Daß alle gemachten Eroberungen von Land und Leuten den Eidgenossen verbleiben sollen“. — Dieses war freylich hart und auffallend; aber sollten denn in so vielen Schlachten Siegreiche nichts erhalten, das ihnen anständig wäre? Da trat das im vorigen Punkt bemerkte Gegengewicht ein.

4) Wird ein nöthiger und menschlicher Punkt aufgestellt: „Daß die rasenden Schmähungen und das verderbliche Schänden einmal abgethan, und die, so sich weiterhin derselben nicht enthalten könnten, hart gestraft werden“. — Wenn man wieder Freund seyn will, sollte Alles, was dem bisherigen Feind schadet, aufgehoben werden; und Schade that das unsinnige Schelten Vielen.

5) Verheißt man: „Wenn da und dort noch unguete Streitigkeiten ausgetragen seyn sollten, daß man zu gütlichem Austrag derselben sich alle mögliche Verwendung, die zur Hinlegung derselben dienlich sey, gefallen lassen wolle“. — Das betraf besonders die Bündtner, die solche ausgetragene alte Streite gegen das Tyrol noch immer hatten. Die

Schrift beschließt sich so: Actum auf dem gütlichen Tag zu Schaffhausen Dienstag vor Laurentius. So unterzeichnet und ohne Eingang ward die Schrift übergeben.

Es scheint, die Versammlung zu Schaffhausen sey eingeschränkter in der Zahl und Würde der Anwesenden und desto zutraulicher und wirksamer gewesen, da aus einigen Punkten des Abschieds abzunehmen ist, daß man dort weit vorgerückt in Entwerfung des Friedens war; ja sogar wird der Versiegung des Instruments gedacht. Einmal die Einnwendungen, die von einigen Ständen auch nach beschlossnem Frieden gemacht wurden, kamen in dem Abschied zum Vorschein. So wäre dann die zu Schaffhausen verabredete Versammlung zu Basel nur darum angesehen worden, dem Ausspruche des Friedens mehr Feyerlichkeit zu geben. Denn bey dieser spätern Versammlung erschienen verschiedene Reichsfürsten, Botschafter von Mächten und Abgesandte der Reichsstände, nebst den Bevollmächtigten von beyden Seiten. Die Versammlung hob mit einer feyerlichen Sitzung an, wo zuerst ein etwas harter Vortrag gehalten wurde, und die Vertheidigung der Rechte auch einige Festigkeit enthielt. Das aber hinderte nicht, daß der Friedensstifter Visconti, und die so ihn kräftig unterstützten, den Frieden zur gänzlichen Vollendung brachten.

Wie der vornehmste Artikel des Friedens wegen des Landgerichts im Thurgau, da er in den Wünschen der Eidgenossen verschwiegen war, zuerst erschienen sey, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist es von

dem Friedensstifter geschehen, der bey dem Abschlag aller Eroberungen die Ueberlassung des Landgerichts als einen Gegenwerth vorbrachte. Aber so sehr diese Erhaltung den Eidgenossen äußerst angelegen war, so machte es auf der andern Seite große Mühe, ein Reichslehen, wie diese Besizung war, das von großem Werth schien, fahren zu lassen. Man erbot den Eidgenossen 20,000 Rh. Gulden und alle angelegten Brandschakungen, die ihnen versichert waren. Aber die Eidgenossen verlangten jetzt dieses nicht. Es war ihnen mehr angelegen, diesen Dorn, der sie schmerzte, aus dem Fuß zu ziehen, und eine Besizung zu erhalten, die bisdahin dem Beherrscher eines großen Landes das höchste Gericht entzogen hatte; und so erhielten sie, was sie am meisten wünschten.

Nun kommen wir auf den Frieden selbst.

Herzog Ludwig Sforzia von Mailand (der sich noch mit allen bald verlorenen Ehren und Würden dargiebt) bezeuget: „Er habe in dem entstandenen
 „Streit zwischen dem Kaiser Maximilian und dem
 „großen Bund zu Schwaben und andern Anhängen
 „und Mithaften an dem einen, und den Eidgenossen
 „von Städten und Ländern und den Bünden in Rhä:
 „tien und andern ihren Zugewandten, Mithaften und
 „Anhängern am andern Theil, aus welchem ein bes:
 „denklicher Krieg erwachsen, seinen edlen Rath Gal:
 „leaz Visconti abgefertigt, allen Fleiß und Mühe
 „anzuwenden, diesen bedauerlichen Krieg benzulegen,
 „und mit allen möglichen Vorstellungen den Frieden
 „zu erzielen, wo er zuletzt nach vieler angestrongter

„Arbeit so viel ausgerichtet, daß er beyde Theile zu
 „einem Frieden vereinigt hat, wie folgt:

1) „Daß die VI. Gerichte von Prettigau, welche
 „der Kaiser als Erzherzog von Oestreich von dem
 „von Metsch erkaufte habe, und schon geschworen
 „haben, ihm wiederum huldigen und schwören, und
 „die andern II. Gerichte auch schwören und Alles
 „das thun sollen, was sie dem von Metsch gethan
 „haben; doch daß ihnen der Kaiser wegen dieser Un-
 „ruhe keine Ungnade empfinden lasse, und sie so halte,
 „wie sie bisdahin herkommen seyen“. — Länder von
 einem Adlichen an einen Mächtigen übergeben mö-
 gen unterweilen sorgfamer seyn, daß der Mächtige
 nicht mehr ausübe, als der vorige schwächere Besitzer.
 Desnachen die bisherige Zurückhaltung und die jetzige
 Beruhigung.

2) „Daß der Streit zwischen dem Stift Chur und
 „den Gottshausleuten daselbst wegen der von der
 „Graffschaft Tyrol angesprochenen bisher immer strei-
 „tiger Rechte zum Austrag dem Bischof von Augs-
 „burg und seinen Räten aufgetragen seye; und was
 „da gesprochen wird, angenommen und befolgt werden
 „soll“. — Vor dem Anfange des Krieges waren
 die Sachen schon auf zweyer Bischöfe Aussprüche
 eingeleitet; aber die Kaiserlichen Räte vereitelten
 Alles und verursachten den Krieg.

3) „Alle Unternehmungen während dem Kriege
 „mit Raub, Brand und Mord sollen gegen einander
 „aufgehoben seyn“. — Wer wollte das richten, was
 des Krieges trauriges Recht mitbringt?

4) Dieser Artikel enthält das, was über Städte

und Schlösser und Rechte, deren Abtretung oder Beybehaltung in verschiedenen Absätzen verhandelt worden ist.

1. Der erste ist: „In Ansehung der Städte, „Schlösser, Länder, Leute, soll jeder Theil dem andern dieselben wieder zustellen, wie sie jetzt sind; „doch sind die Rechte beygehalten, die jemand vor „dem Krieg an einem oder dem andern Ort gehabt „habe, daß ihnen dieselben weiters bleiben“. — Es ist oft in Friedensschlüssen geschehen, daß jeder das Seinige wieder erhielt; und dieses konnte um so viel eher erfolgen, da die Eidgenossen allein, und zwar ein Recht erhielten, das Städte und Länder aufwog.

2. Der zweyte enthält: „Was über die Herrschaft Thierstein und die Stadt Solothurn bestimmte worden. Weil letztere schon eine Anleihe auf dieser Herrschaft gemacht habe, ist verordnet, daß die Herren von Thierstein der Stadt Solothurn bis auf Weihnacht künftigen Jahres Hauptgut, Zins und Kosten abtragen sollen und dann die Herrschaft lösen mögen. Wann Streit darüber entstände, so sollte der Austrag durch den Rechtsgang gesucht werden, der unten angeordnet sey; doch daß der Bischof von Basel zum Rechtsprechen gegen Solothurn nicht gebraucht werde; sollten aber die Herren von Thierstein in der anberaumten Zeit die Erstattung nicht thun, so mag die Stadt Solothurn Thierstein und Pfeffingen oder andere Unterpfund behalten, bis Hauptgut, Kosten und Zins bezahlt sind“. — So streitet in diesem Falle die Begierde nach Land und Leuten mit dem schwächeren

Vermögen der Herren von Thierstein, wie noch von vielen Städten gegen den Adel geschehen. Daß der Bischof von Basel nicht sprechen soll, mag von einer Freundschaft gegen der einen, oder der Abneigung gegen der andern Seite herrühren. Im übrigen ist noch vielfacher Beschwerde von Solothurn die Sache später ausgeglichen worden.

3. Der dritte Artikel betrifft eine andere Angelegenheit der Stadt Solothurn: „Da sie dem Grafen von Thierstein auf die Herrschaft Büren 400 Rh. Gulden angeliehen hat. In diesem Fall ist verordnet, daß bis auf künftige Weihnacht die 400 Rh. Gulden entrichtet werden, oder die Herrschaft Büren der Stadt Solothurn verbleiben soll.“ — Hier ist das nähere Ziel zu beobachten. Uebrigens that es den Adlichen weh, ihre Güter zu verlieren, und den Städten that es wohl, sie zu erlangen.

4. Der vierte Artikel berührt, erst wie verloren, nach Solothurns schwächern Angelegenheiten, das, was den Eidgenossen am Erwünschtesten war, die Bestimmung über das Landgericht im Thurgäu, das aber nicht geradezu abgetreten wird, wie es sich gebührte, sondern durch Umwege und verhüllt, mit den Worten: „Wegen des Landgerichts im Thurgäu, das Constanz bisdahin besessen, und von dem H. Reich inne gehabt, und die Eidgenossen in diesem Kriege an sich gebracht, jetzt aber beyde Theile zu unserer (des Herzogs von Mailand) Händen gestellt haben, dasselbe nach unserer Erkenntniß zu verwenden und hinzugeben, ist abgeredt: Daß wir innert eines Monats aussprechen sollen, wie und wohin wir dieses Land:

„gericht hinwenden; und dabei soll es bleiben.“ — Auch dieses geschieht oft, daß man in einem Frieden etwas, das man ungerne abtrittet, durch einen andern zutheilen läßt. Hier that es weh, in einem Krieg mit dem Reich, ein Reichslehen zu verlieren; aber die Eidgenossen waren vorher schon des Ausspruchs von Mailand gewiß.

5) „Mit schweren Strafen an Leib und Gut soll auf beyden Seiten verhütet werden, daß das Schmähen und Schänden besser als bisher geschehen auf der Stelle von der Obrigkeit gestraft werde.“ — Die Sache war so weit gekommen, daß ein armer Gefangener, der in der größten Angst um sein Leben bat, an die Heerführer mit dem schönsten Titel auch das ärgste Schmähwort beyfügte. Da man ihm das vorwarf, sagte der Zitternde: „Ich habe die Eidgenossen nie anders nennen gehört als so, und glaubte, das wäre ihr Name.“ Im übrigen war das ein Uebel, das den gegenseitigen Haß unendlich schärste.

6) Dieser Punkt enthält die gewohnte Bestimmung: „Daß man einander die Angehörigen nicht zu Bürgern oder Landleuten zum Schaden annehmen soll, außer es wollte einer haushebtlich an einem Orte sitzen; alles ohne Nachtheil der Gerichte, welche ein jeder jetzt besitzt.“ Dieser Bestimmung ist beygefügt: „Daß man keine Länder und Leute kaufen oder vertauschen soll, ohne der Obrigkeit, wo sie hingehören, Wissen und Willen; aber andere Güter, Zins, Zehenden, Renten, möge ein jeder verkaufen und vertauschen nach seinem Willen.“

Das wegen des Bürgerrechts Befügte ist, was

in allen Verträgen mit dem Haus Oestreich sich erscheint. Das Verkaufen oder Tauschen von Herrschaften ist eine neue Beschwerde; dazu mögen wohl etwa Adelige den Anlaß gegeben haben, die das versäumt haben, was sie billig thun sollten. Aber anders zu kaufen, bedürfte hier keiner Verordnung, da es die Natur mit sich bringt.

7) „Es sollen alle Brandschakungen, die noch nicht bezahlt sind, aufgehoben seyn und nicht entrichtet werden. So sollen auch die Gefangenen auf beyden Seiten gegen eine Urfehde und einen bescheidenen Abzug ledig gegeben werden.“ — Die Brandschakungen waren beträchtlich, und man verlor sie ungern, da sie wirklich versichert waren. Aber die Eidgenossen ließen sich bereden, auch das Gebührende nachzusehen.

8) Dieser Punkt enthält zuerst den Rechtsgang, und dann noch verschiedene andere Punkten, die wir hernach berühren werden. Der Rechtsgang kommt völlig mit den in den übrigen Verträgen mit Oestreich eingerichteten überein. Die Streitenden auf der einen Seite sind der Kaiser als Erzherzog von Oestreich, seine Unterthanen und Zugehörigen; auf der andern die Eidgenossen, ihre Nachkommen, Unterthanen und Zugehörigen. Die Richter sind die gleichen, nämlich die beyden Bischöfe von Basel und Constanx und die beyden Städte, außer daß die Stadt Constanx dormalen noch nicht dazu aufgenommen ist, über welche Stadt eine eigene Bestimmung hernach folgt. Die Pflichten der Ansprecher, der Beklagten, die festgesetzte Zeit, die Verfahrensart, die schriftliche Verz

sicherung der Parthenen gegen die Richter keine Rache auszuüben, der Entscheid, die Befolgung des Gesprochenen, das Vornehmen, wenn man rechtlos gemacht werde, alles dieses ist übereinstimmend mit den vorigen Verträgen. Aber jetzt folgen die besondern Punkten. Der erste ist: „Wann die Eidgenossen einmüthig würden, die Stadt Constanz auch zum Richter anzunehmen, soll der Rath daselbst wieder in das Richteramt eintreten.“ — Die zeitherige feindliche Fassung dieser Stadt scheint einigen Eidgenossen einiges Mißtrauen gegen sie erregt zu haben, um das Richteramt dieser Stadt anzuvertrauen. Einige scheinen jetzt schon geneigter, weil von einer erwartenden Einmüthigkeit die Rede ist.

Der zweynte Punkt ist: „Es soll der gleiche Rechtsgang gegen den Schwäbischen Bund gemeiniglich und mit den Eidgenossen gemein oder besonders in entstehenden Streiten beobachtet werden, von jetzt an zwölf Jahre lang. Mit diesem Richter soll man sich begnügen, und einer den andern für kein anders oder fremdes Gericht laden mögen,“ — Dieses war eine kluge Vorsicht. Inner zwölf Jahren konnte noch Leidenschaft sich erregen und Streit verursacht werden, aber nach deren Verfluß mußten sie weichen. Aber fremde Gerichte wollten die Eidgenossen durchaus nicht haben.

Der dritte Punkt ist: „Wann dem Schwäbischen Bund dieser Richter nicht gefällig wäre, so will der Kaiser inner drey Monaten, einen geziemenden Austrag mit Uebereinstimmung beyder Theile für die zwölf Jahre festzusetzen, sich alle Mühe geben;

„und es soll mit fremden Gerichten niemals verfahren
 „werden.“ — Auf diese Weise hatte der Kaiser den
 Schwäbischen Bund so beschränkt, daß er auch nach
 der Willkühr desselben handeln und sich bemühen
 mußte. Aber bedeutend ist die zweymalige Vermeidung
 der fremden Gerichte.

9) „Der Kaiser wolle aus Gnaden alle schwer:
 „verhängte Acht, Gewaltthat und Bedrängnisse, so
 „während des Krieges und vor demselben wider die
 „Eidgenossen, ihre Angehörigen und Verwandten
 „unternommen worden, gänzlich aufheben, und beyde
 „Theile sollen in dem Zustand verbleiben, wo sie vor
 „dem Krieg gewesen sind.“ — Mit diesem Punkt
 war viel Bedenkliches und Zudringliches, das die
 Eidgenossen und besonders ihre Zugewandten lange
 erdulden mußten, hingenommen, und eine gänzliche
 Ruhe, von Seite des Reichs her unangefochten ver:
 sichert.

„Dessen zu wahrer Urkunde“ (so redet der Herzog
 von Mailand, der den Frieden vermittelt), „habe er
 „zwey gleichlautende Briefe mit seiner Hand unter:
 „schrieben und mit seinem Insigel verwahrt.“

„Dann bekennet der Kaiser Maximilian für sich
 „und seine Erben und Unterthanen des Hauses Oest:
 „reich, auch für den Gemeinen Bund in Schwaben
 „und für alle andern Anhänger, Mithaften und Ver:
 „wandten, wie die X. Orte der Eidgenossenschaft (mit
 „Namen ausgesetzt) für uns und unsere Nachkom:
 „men, Unterthanen und Zugewandten, daß dieser
 „Friede mit unserer beydsseitiger Einwilligung abgeredt
 „und beschlossen worden; und der Kaiser bey seiner

„höchsten Würde, und die Eidgenossen von Städten
 „und Ländern, geloben, ihn bey guter Treue stets
 „und fest zu halten.“

„Und zum Beschluß hat der Kaiser von seiner
 „Seite in dem Frieden eingeschlossen, sein Haus
 „Oestreich, den Herzog von Mailand, alle andern
 „Churfürsten, Fürsten und Stände des Reichs; be-
 „sonders die Bischöfe von Straßburg und Basel; die
 „Städte Straßburg, Colmar und Schlettstadt.“ —
 Die letztern waren von dem Niedern Verein und
 sollten eher von den Eidgenossen eingeschlossen worden
 seyn; aber sie hatten sich dem Kaiser ergeben müssen.
 Es that den Eidgenossen wehe. Aber ein Freund,
 der einst wohlgethan hat, verdient immer Nachsicht.
 „Dagegen haben die Eidgenossen in dem Frieden ein-
 „geschlossen den König von Frankreich, und alle die
 „mit ihm in Bündniß, Einung oder Verwandtschaft
 „stehen; den Abt und Stadt St. Gallen, das Land
 „Appenzell, die Städte Schaffhausen und Rothweil;
 „auch die Bünde in Rhätien, und die Stadt Basel
 „aus besondern Ursachen, weil sie nichts Feindliches
 „gegen die Eidgenossen gethan hat, und sie den Kaiser
 „selbst als ihren Herrn unterthänig dafür gebeten, und
 „auch erhalten habe, daß sie in den Frieden einge-
 „schlossen werde, mit Verheißung, daß ihr keine
 „Ungnade und Strafe widerfahren soll.“ — So hat-
 ten sich die Eidgenossen ihrer Brüder aller, die so
 viel von dem Reich her leiden mußten, treulich ange-
 nommen, das bey den übrigen Allen ein leichtes war,
 aber bey Basel mehr Schwierigkeit hatte. Weil
 diese Stadt wegen Begünstigung der Eidgenossen und

weniger Nachsicht gegen des Kaisers Volk zu hart angeklagt war, mußte man mit Bitten die Einschließung durch die Gnade des Kaisers erhalten.

„Dessen allem zu bester Urkund“ (dieses geschieht jetzt zum zweyten Mal) „hat der Kaiser sein höchstes „Einsiegel und die Eidgenossen von Städten und Län, „dern ihr gewohntes Einsiegel, und die Stadt Chur „für sich und die übrigen Bünde ihr Siegel beygefügt.“ Gegeben zu Basel Montags vor St. Moriz; Tag.

Man hat Alles, was zu dem Beschlusse und zu der Bekräftigung dieses Friedens weitläufig beygefügt worden ist, weil es zur Feyerlichkeit dieses Instruments dienet, nöthig erachtet, im Wesentlichen anzuführen, um aufmerksam zu machen, wie großen Werth man diesen Urkunde zu geben trachtete.

Das ist nun der rühmliche Friede mit dem Kaiser und einem Theil des Reichs, den die Eidgenossen durch ihre so oft wiederholten Siege erhalten und die ihnen so viel Zuversicht und Lob ihrer Tapferkeit zugezogen, die ihnen ihre Freyheit und Unabhängigkeit auf drey Jahrhunderte bestätigt und sie mit keinem fremden Fürsten mehr dem Kampf für ihre Bertheidigung ausgesetzt, und ihre Grenzen so bewahrt haben, daß bis auf unsere Zeit kein fremder Krieger dieselben betrat, mithin es ihnen eine edle Waffenruh in ihren Thälern hätte gewähren sollen. Aber diese war ihnen leider! nicht vergönnt. Ich habe mich schon darüber in bittere Klagen ausgegossen; deßwegen will ich sie nicht wiederholen, wenn schon das Uebel in den nächsten Jahrzehenden am Auffallendesten war. Lieber will ich mich mit der Ehre und dem Ruhm beruhigen, welche

den Eidgenossen die Führung des Kriegs und die Leitung des Friedens erworben haben.

Den Spruch Herzog Ludwigs von Mailand, womit er den Eidgenossen das Thurgäische Landgericht übergibt und zuspricht, der in Lateinischer Sprache verfaßt ist, will ich jetzt in einer Uebersetzung als ein nöthiges Aktenstück beysügen.

„ Herzog Ludwig Sforzia von Mailand, mit allen
 „ Würden und Ehren wie bey der Friedensurkund umz
 „ geben, bezeuget, daß bey dem Schlusse des Friedens
 „ und dem Austrag des Kriegs, der zwischen dem
 „ Kaiser und dem Schwäbischen Bund gegen die Eid
 „ genossen und ihre Verbündeten bedauerlich obgewal
 „ tet, ihm als dem Vermittler des Friedens in die
 „ Hände gelegt, und mit voller Gewalt von beyden
 „ Theilen übergeben worden, über die dem Kaiser zu
 „ geeignete (addicta) Gerichtbarkeit im Thurgäu, das
 „ Landgericht genannt, das vorher die Stadt Constanz
 „ besessen, aber im Krieg die Eidgenossen an sich ge
 „ bracht, zu entscheiden; und daß er aus vielen Ursachen,
 „ besonders wegen den Verheißungen, die sein Abge
 „ sandter bey den Eidgenossen, der edle Ritter Galliaz
 „ Visconti, und wegen der Gewalt, die ihm der Kaiser
 „ verliehen, bewogen worden zu erkennen und zu er
 „ klären, daß ermeldte Gerichtbarkeit im Thurgäu mit
 „ allen Rechten und Zubehörden den vermeldten Eidge
 „ nossen übergeben werden, und verbleiben solle, um
 „ sie zu besitzen, wie die Stadt Constanz sie bisdahin
 „ besessen habe, mit dem Vorbehalt, daß diese Gerichts

„barkeit niemand an sich lösen möge, als ein Kaiser
 „oder Römischer König mit 20,000 Rh. Gulden,
 „die von ihm den Eidgenossen zugestellt werden sollen.
 „Zu fester Urkunde dieser Sache habe er diesen Brief
 „eigenhändig unterschrieben und mit seinem Insiegel
 „bekräftigt.“ Gegeben 15. October.

Diese Urkunde räumt dem Kaiser und seinen Nachfolgern Vieles ein. Ihm ist diese Gerichtbarkeit zugeeignet, von ihm kommt noch ein besonderer Auftrag; Ihm und seinen Nachfahren ist allein die Wiederlösung vorbehalten; aber den Eidgenossen hat der Abgesandte des Herzogs schon versprochen und wie es scheint wirklich einen Vertrag ausgestellt, daß sein Ausspruch so erfolgen würde. So wurde die letzte Pflicht des Friedens erfüllt, und die Eidgenossen erhielten das Landgericht, das dem Kaiser auch nahe ging, weil der Verlust des Thurgäu, der bisher in keinem Vertrag namentlich ausgesprochen worden war, dadurch in Erinnerung gebracht ward.

In diesen schweren Kriegsjahren gab Bürgermeister Heinrich Rüst, der nach Waldmanns Fall die Würde aufgegeben und zwey Jahre hernach, von neuem aufgetragen, wieder übernommen hatte, von Altersschwachheit gedrückt oder vom Tode hingeshieden, einem kräftigern Manne diese Würde hin. Was das erstere noch wahrscheinlicher macht, ist, daß er von Einigen bis zum Jahr 1505 noch als Bürgermeister genannt wird. Er machte kein großes Aufsehen, war billig, geübt und erfahren in den Geschäften,

und beliebt; auch ruhte der Segen auf ihm, so daß sein Sohn und sein Sohnssohn nach einander Bürgermeister und zwar von den besten waren, die wir je hatten. Rudolph Escher ward an seine Statt zum Bürgermeister erwählt, ein ehemaliger aber nie so feuriger Gegner Waldmanns, thätig und geübt.
